Die Söhne

des

Grafen von Bonneval.

Die Söhne

des

Grafen von Bonneval.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

Dritter Theil.

Berlin, 1861.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Scenen an und auf der Donau.

Ehe wir in der zwischen dem Grafen von Dolabella und Peter begonnenen Verhandlung fortfahren, möge Einiges zur Erläuterung erwähnt werden.

Mader verheimlichte dem Vertrauten des Barons die am Boden des Bootes angebrachte Klappe, weil er bei diesem keinen Verdacht wecken und weil er sich ihrer nach vollbrachtem Raube zu bedienen gedachte, um das Fahrzeug in der That zu versenken. Baron Falk sollte dann mit der Angabe, daß Peter und der Ungar bei dieser Gelegenheit ertrunken seien, getäuscht werden, und da es in seinem eigenen Interesse lag, von der Sache kein Aufhebens zu machen, so war Mader vor Verfolgungen sicher.

Das Geheimniß mit der Klappe ausgenommen, hatte der Schiffer von seiner Unterhandlung auf dem Teufelssam nichts verschwiegen. Peter ersah daraus, das Marquard Depaul den Inhalt der Kiste genau kennen müsse; wie er dazu kam, es zu erfahren, blieb ihm freilich ein Räthsel, die Thatsache stand jedoch fest.

Da nun der Deserteur, wie Peter zu bemerken Gelegenheit bekam, in Marquard's Geheimnisse eingeweiht war, so glaubte dieser, Bergmann wisse auch von dem geheimen Behältnisse im Boote und von dem Inhalte der darin befindlichen Kiste.

Der Graf von Dolabella, nachdem er die Worte „das eben ist wohl zu überlegen“ gesprochen hatte, spähte hinüber nach dem Kahne und sagte: „Unsere Unterhaltung darf nicht zu lange dauern, die Schufte dort schöpfen bereits Verdacht, sehen Sie nur hin und überzeugen Sie sich, wie eifrig und geheimnißvoll sie miteinander sprechen.“

Peter, nachdem er sich davon überzeugte, erwiderte: „Es ist ohne Zweifel, sie führen Böses im Schilde!“

Und für sich sprach er: „Auch sie kennen den Inhalt des Sarges, sie haben sicher auf der Fahrt von Muckendorf nach Wien das geheime Behältniß

geöffnet, der Werth der Kleinodien blendete sie und verleitete sie zum Verrath und zum Verbrechen."

In Folge von Peter's lauter Aeußerung fuhr der Graf fort: „Das Boot hat die Bestimmung nach Belgrad. Dahin zu gelangen, ist nun auch mein eifrigster Wunsch; da ich von einem kaiserlichen Regimente desertirt bin und ein Dienstpferd getödtet habe, so steht mir, wenn man meiner habhaft wird, die schwerste Strafe bevor. Um mich zu salviren, gedenke ich zu den Türken überzugehen, und das könnte ich von Belgrad aus ohne große Gefahr effektuiren."

Dem Vertrauten des Barons Falk erschien diese Angabe so klar und wahr, daß er seine Befriedigung durch eine Geberde zu erkennen gab.

Der Graf fuhr fort:

„So sehr ich jedoch die Reise nach Belgrad wünsche, so scheue ich mich doch, vorausgesetzt, daß Sie mich zum Begleiter annehmen, sie in Gesellschaft jener Schufte anzutreten, weil wir in diesem Falle von äußeren und inneren Feinden zugleich bedroht wären."

„Das ist wahr, sehr wahr!

„Ein zweiter Umstand, der mich vor der Reise zagen macht, ist Marquard Depaul. Der Jäger hat

mich zu dem Dienste gedungen und wartet mit anderen Gefährten bei Petronell, wenn wir nun mit dem Boote dahin kämen, würde er sehen, daß sein Begehren nicht erfüllt worden, und wir hätten einen wüthenden Angriff abzuwehren. Diese beiden Umstände in Betracht gezogen, müssen wir ein Mittel ersinnen, uns die Schiffer und Marquard vom Halse zu schaffen."

„Ihr Schluß, Herr Bergmann, ist so richtig, wie die Voraussetzungen, denen er entsprang. Was ich bisher von Ihnen sah, bewies mir, daß Sie ein kluger und kühner Mann sind; helfen Sie mir die Verlegenheit, in die ich gerathen bin, überwinden, und es soll Ihr Schade nicht sein."

Der Graf begann nachzudenken.

Sein geheimes Ziel war, das Marquard Depaul geleistete Versprechen zu erfüllen und das Boot, ohne daß davon Etwas gerettet wurde, untergehen zu machen.

Um dieses Ziel zu erreichen, gedachte er mit Hilfe Peter's die beiden Schiffer zu beseitigen und dann sich seines neuen Bundesgenossen zu entledigen.

Zufälliger Weise entsprach der erste Theil dieses Vorhabens auch dem Zwecke, den zu verfolgen er

Peter beredete; es fragte sich daher um die Art, wie die beiden Schiffer unschädlich zu machen?

Bevor Dolabella sich noch entschieden hatte, ob er den Weg des offenen Angriffes oder den der List einschlagen solle, wurde er auf den ersteren gedrängt.

Der Knall eines Schusses störte die Stille der Gegend, und gleichzeitig stieß Peter den Ruf aus:

„Weh' mir, ich bin getroffen!"

Die Schiffer, denen die Verhandlung Peter's mit dem Deserteur Verdacht einflößte, geriethen in Furcht, der beabsichtigte Raub könne ihnen mit Erfolg streitig gemacht werden, sie beschlossen daher, den Vertrauten des Barons dem Ungar nachzusenden und dann dem Deserteur an den Leib zu gehen.

Mader's Schuß streckte Peter zu Boden und zwang den Grafen, an seine Vertheidigung zu denken.

Mit der Schnelle eines Hirsches lief er nach seinem Kahn.

Eine Kugel zischte an ihm vorüber.

„Die Schurken zielen gut", dachte er, „sie scheinen, bevor sie Schiffer wurden, Wildschützen gewesen zu sein."

Mit einem Sprunge befand er sich im Kahne,

raffte seine Waffen zusammen, warf das Ruder in den Strom und flog zum Boot.

Mader und sein Genosse gewahrten kaum die Bewegung des Deserteurs, als sie seine Absicht erkannten und sich ebenfalls in Lauf setzten.

Sie hatten, wie oben erwähnt, fünfhundert Schritte vom Boote landen müssen, auf diese Entfernung baute der Graf seinen Plan.

Er sprang in das Fahrzeug, begann es flott zu machen, um es in die Mitte des Stromes zu leiten.

„Der Spitzbube", rief Mader während des Laufes seinem Genossen zu, „will sich des Bootes bemächtigen!"

„Wir haben am Ende einen dummen Streich gemacht, daß wir ihn von Peter befreiten."

„Wir hätten mit Zweien zu thun bekommen, während wir jetzt nur Einen vor uns haben. Zum Teufel! Tondl, halt' Dich mit dem Nachschießen nicht auf, wir müssen uns seines Kahnes bedienen und ihn im Boote, bevor es in Gang kommt, angreifen."

Die beiden Schiffer befanden sich auch schon bei dem Seile, welches das Fahrzeug mit dem Ruder verband.

Der Stadler Tondl war flugs darüber her, den

Knoten zu lösen, allein das eigenthümliche Gebinde verwirrte sich unter seinen Fingern nur noch mehr.

Mader fluchte über die Ungeschicklichkeit seines Kameraden. „Mach' schnell", rief er, „das Boot rinnt schon hinab!"

Da Tondl noch immer nicht zu Stande kam, holte Mader ein Messer hervor und zerschnitt das Seil.

Er sprang der erste in den Kahn.

Zum Teufel!" hörte der Andere ihn rufen, „wo ist das Ruder?

„O, o", klagte Stadler, „ohne Ruder erreichen wir ihn nicht.

„Schnell zurück zu unserem Kahn!"

„Wir hätten gar nicht herauflaufen, sondern ihn unten erwarten sollen."

„Die Rathsherren kommen immer klüger vom Rathhause, als sie hinaufgingen", erwiderte Mader, „wir wollten ihn ja vom Boote abhalten."

Bis sie ihren Kahn erreichten und ihn flott machten, war das Boot bereits an ihnen vorüber und schwamm in der Mitte des Stromes.

„Jetzt nach!" rief Mader, „ehe fünf Minuten vergehen, müssen wir ihn erreicht haben."

Der Kahn flog hinter dem Boote her.

Während Mader das Ruder mit kräftigen Armen führte, lud Tondl die Gewehre.

„Der Spitzbube wird uns zu schaffen machen", brummte der Erstere.

„Wir haben ihm auch trefflich in die Hände gearbeitet!" klagte der Letztere.

„Ich wette Tausend gegen Eins, er wird, wenn er uns entkommt, sich des Schatzes bemächtigen."

„Eher will ich tausend Mal sterben, als daß ich das zugebe."

„Ich denke nicht anders."

„Ich möchte nur wissen, wo der Spitzbube im Boote steckt? man bekommt ihn gar nicht zu Gesichte."

„Er sucht wahrscheinlich den Schatz." —

„Mag er suchen, bis wir ihm am Leibe sitzen, nur noch zwei Minuten und wir haben ihn erreicht!"

Der Kahn, mit Windesschnelle dahinfliegend, holte in der That das Boot eher ein, als Dolabella, der in dessen Tiefraum weilte, es vermuthete.

Als er auf nur einen Moment zum Vorschein kam, hing das kleine Fahrzeug bereits am Boote, wie ein Bullenbeißer an der Flanke des Stieres.

Zur großen Verwunderung der Schiffer wurden sie nicht von Schüssen empfangen.

Sie hielten für Absicht und List, was jedoch nur die bittere Nothwendigkeit gebot.

Der Graf, kaum im Boote angelangt, gewahrte zu seinem Schrecken, daß während seines Gespräches mit Peter durch einen Spalt im Boden Wasser in den Kahn gedrungen war, seine Schußwaffen benetzt und unbrauchbar gemacht hatte.

Er suchte im Boote nach Waffen und Munition.

Vergebens!

Die Schiffer mit ihren Gewehren befanden sich nun entschieden im Vortheile.

„Er schießt noch immer nicht", meinte Stadler, als der Kahn fast schon auf hundert Schritte vom Boote anlangte.

„Es ist ihm das Pulver ausgegangen", versetzte Mader spöttisch.

Doch auch die Schiffer konnten ihrer Schußwaffen sich nicht bedienen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihr Gegner unsichtbar blieb.

Der Schießwaffen beraubt, entzog sich der Graf den Blicken der Gegner und kauerte hinter einem

Marmorblocke, entschlossen, die Vertheidigung in der Weise zu führen, wie die Alten vor Erfindung des Pulvers es gethan.

Der Kahn befand sich kaum fünfzig Schritte vom Boot.

„Teufel! wenn ich nur seine Nasenspitze zu sehen bekäme", murmelte der Mader Sepp, „ich schösse sie ihm weg, wie den Nagel in der Scheibe." —

„Oho, was ist das?"

„Was siehst Du?"

„Schau' nur den Marmorblock an." —

„Meiner Treu, er bewegt sich!"

Und so war 's auch.

Dolabella, mit Anstrengung seiner ganzen Körperkraft, hatte sich an einen der kleineren Marmorblöcke gestemmt, um ihn über Bord fallen zu machen.

„Halt' zurück, halt' zurück", raunte Mader seinem Genossen zu, „der Stein, wenn er auch nur fünfzig Schritte vor uns in's Wasser fiele, würde uns begraben!"

Der Graf wähnte den Kahn in der nächsten Nähe angekommen, machte eine letzte Anstrengung, der Block fiel in den Strom.

Die Wasser bäumen sich, Wellen schlagen auf, das Boot schwankt, der Kahn wird von den Kreisen, welche die Flut aus dem Mittelpunkte, wo der Block versank, beschreibt, zwanzig Schritte stromaufwärts getrieben.

In dem Momente, wo Dolabella dem fallenden Blocke nachsah und ohne Deckung dastand, riß Mader sein Gewehr in die Höhe, zielte und drückte es auf ihn ab.

Die Kugel fehlte ihr Ziel, die doppelte, heftige Bewegung der beiden Fahrzeuge vereitelte die Kunstfertigkeit des Schützen.

Nur noch einen Moment und der Deserteur befand sich bereits hinter einem zweiten Blocke gedeckt.

Die beiden Schiffer sahen sich an.

„Meiner Treu! ein Stein bewegt sich schon wieder.“ —

„Lassen wir ihn nur machen, endlich wird er die leichteren Blöcke alle in's Wasser geworfen haben ...“

„Meinst Du? Er wird dies Mal vorsichtiger sein und warten, bis wir uns ihm wirklich nähern.

„Dann bleiben wir fern.“

„Was bezwecken wir damit? Zeitverlust! Die

Fahrzeuge rinnen immer weiter stromabwärts und wir laufen Gefahr, auf einmal den Hintersdorfer Jäger vor uns zu sehen."

„Du hast Recht, wir müssen uns beeilen."

„Wart', ich hab' einen Einfall.

„Laß hören, Sepp!"

„Du bleibst im Kahne, nach fünf Minuten thust Du, als wenn Du Dich dem Boote nähern wolltest, und zwingst dadurch den Gegner, seine ganze Aufmerksamkeit auf Dich zu richten. Während dem will ich ihn im Rücken angreifen."

Ehe der Stadler Tondl noch recht wußte, was sein Genosse vorhatte, befand sich dieser schon im Wasser und schwamm unsichtbar unter dem Spiegel gegen die rechte Seite des Bootes zu.

Der erste Blick, den der Graf nach dem Boote sandte, ließ ihn den einen Schiffer vermissen; dem Blicke folgte, rasch wie der Donner dem Blitz, ein Gedanke — er durchschaute die Absicht des Gegners.

„Er schwimmt auf die rechte Bootseite", sprach Dolabella bei sich, „um mich hier anzugreifen, während der Andere dasselbe auf der linken thut, die Gefahr

erreicht damit ihre höchste Spitze, ich habe keine Zeit mehr zu verlieren."

Der Graf flog in den Tiefraum des Bootes, fand unweit vom Schnabel die von Marquard angedeutete Klappe und riß sie auf.

Das Wasser, unter dem mächtigen Drucke, den das beladene Fahrzeug auf dieses übte, schoß armstark in's Boot.

Der Graf eilte, ohne zu säumen, seinen früheren Standpunkt wieder einzunehmen, das Schwert war seine einzige Waffe.

Der Anordnung des Gefährten getreu, hatte der Stadler Tondl sich dem feindlichen Fahrzeuge, den Blick unverwandt auf den drohenden Marmorblock gerichtet, genähert, doch der Stein blieb jetzt bewegungslos liegen, Dolabella wollte seine Kräfte nicht erschöpfen und fand auch die frühere Vertheidigungsart nicht mehr entsprechend.

Zwei Minuten spannender Ruhe vergingen, es war eine Pause, gleich der, wo der Mineur, nachdem er die Feuerleitung entzündet, dem Auffliegen der Mine entgegenlauscht.

Jetzt begann das Boot nach der rechten Seite sich

zu neigen, im nächsten Augenblicke hatte sich der Mader Sepp hineingeschwungen und zwar mit kluger Berechnung in solcher Entfernung vom Gegner, daß dieser nicht Zeit gewann, ihn daran zu hindern.

Dolabella hatte den Feind kaum erblickt, als er ihm, die blanke Stoßwaffe in der Hand, mit Blitzesschnelle entgegenstürzte; — der Schiffer machte einen Seitensprung hinter einen der größten Blöcke und rief mit kräftiger Stimme den Namen seines Genossen.

Der Graf erkannte die Nothwendigkeit, den Einen zu besiegen, bevor der Zweite zu dessen Unterstützung herbeikam.

Der Mader Sepp wich ihm ein paar Sekunden lang aus, dann ersah er einen günstigen Moment und stürzte sich, dem Säbel ausweichend, auf den Feind.

Dolabella ließ den Stahl fallen und umfing den Schiffer mit beiden Armen.

Ein heftiger Ringkampf begann; auf der einen Seite Gewandtheit, Elasticität, auf der anderen überwiegende Muskelkraft.

Für beide Theile war der Kampf um so gefährlicher, da ihnen dazu nur ein enger Raum zu Gebote stand.

Eine Minute lang blieb es völlig unentschieden, auf wessen Seite der Sieg sich neigen würde.

Das Boot begann zu schwanken und zu krachen.

Jetzt sprang der Stadler Tondl hinein.

Wie bei einer das Gleichgewicht haltenden Waage ein Körnlein mehr die eine Schale sinken macht, so wirkte die körperliche Schwere des Schiffers auf das fast bis an die Kanten tief gehende Boot.

„Jesus Maria! . . .“

„Was gibt's?“ kreischte der Sepp unter der erstickenden Umarmung Dolabella's.

„Wir versinken!“ schrie der Tondl und sprang zurück in den Kahn.

Mader, von einer fürchterlichen Wuth erfaßt, brüllte auf wie ein Stier.

Sein Eifer verdoppelte sich, seine Arme schienen Eisenspangen geworden, seine Muskeln strotzten von Kraft und Blut; — ein Druck, der Graf stöhnte auf, seine Hände ermatteten.

Sepp drängte ihn gegen die Schiffsplanke, Dolabella, das Schwinden seiner Kräfte fühlend, machte eine letzte Anstrengung und riß den Schiffer mit sich in den Strom.

Die engumschlungenen Gegner versanken rasch in der Tiefe der Wogen, und hier war es, wo der Kampf zum Nachtheile des Grafen sich entschied.

Mader, in dem Elemente heimisch, an Kraft noch nicht erschöpft, hielt den Odem minutenlang an sich, während sein Gegner, dem Ersticken nahe, mechanisch den Mund öffnete und Wasser einsog.

Nacht begann seine Sinne zu umfloren, Wille und Kraft schwanden.

Mader fühlte kaum das Erlahmen des Feindes, als er sich aus dessen Umarmung losmachte und, ihn mit der einen Hand fassend, sich mit einem kräftigen Stoße an den Spiegel des Stromes emporarbeitete.

Stadler, im Kahne geborgen, ersah kaum wenige Ellen entfernt den Genossen, als er mit ein paar tüchtigen Ruderschlägen auf ihn zusteuerte, so daß Mader mit der freien Hand den Kahn fassen konnte.

„Nimm vorerst den Spitzbuben!" kreischte er dem Tondl zu. Dieser ergriff den besinnungslosen Grafen und hob ihn in den Kahn; hierauf schwang sich auch Sepp in das Fahrzeug.

„Zum Teufel! was bringst Du den Hund mit herauf?"

„An's Land, an's Land!"

Stadler befolgte mechanisch die Weisung.

Der Kahn flog stromabwärts in schräger Linie gegen das Ufer.

Hinter ihm borst und krachte das untersinkende Boot und die aufgewühlten Wasser beschrieben weite Kreise, als wollten sie auch den Kahn erreichen und verschlingen.

Doch dieser gelangte wohlerhalten an's Land.

Welche Ursache bewog Mader, seinen Feind zu retten?

Wir werden es sogleich hören.

Der Kahn war kaum gelandet, als Mader zu seinem Gefährten sagte: „Tondl, die Arbeit hat mich ein wenig mitgenommen, sieh' zu, daß Du den Spitzbuben zum Leben bringst.

„Ich sehe noch immer nicht ein ..."

„Thu', was ich will, Du wirst schon erfahren, wenn ich zu Athem gekommen, das Warum."

Nach diesen Worten streckte er sich erschöpft und ermattet der Länge nach in den warmen Sand.

. . . .

Zwei Stunden später lag Bonneval's natürlicher

Sohn, zum Leben gebracht, gebunden auf der Erde. Mader schlief unweit von ihm und Stadler kam stromabwärts am Ufer daher.

„Sepp!“ rief er, den Gefährten aus dem Schlafe weckend.

„Was gibt es?“ fragte dieser, sich dehnend und streckend.

„Ich hab' den Peter nicht gefunden!“

Mader erhob sich.

„Was sagst Du?“

„Er ist nicht mehr an der Stelle.“

„Nicht möglich!“

„Ich fand Blutspuren, sonst nichts.“

„Wohin führen diese?“

„In die Auen.“

„Er hat sich verkrochen, um im Schatten zu sterben.“

„Wenn er nur nicht mit dem Leben davon kommt.“

„Und wenn es wäre, was liegt daran? Er und der Baron müssen schweigen; denn wir kennen ihr Geheimniß und unser Verrath bekäme ihnen übel genug.“

„Was aber beginnen wir mit dem dort?“

Mader winkte Stadler zu sich heran und flüsterte: „Der Schatz ist für uns verloren."

„Eben deshalb verdient er, daß wir ihm —"

Tondl machte eine bezeichnende Bewegung, welche der Andere nur zu wohl verstand.

„Daß ich ein Narr wäre."

„Du willst nicht?"

„Nein, ich will nicht die ganze Mühe umsonst gehabt haben."

„Was hast Du vor?"

„Der Spitzbube ist ein Deserteur von Hohen-Ems-Kürassier, das erfuhr ich vorhin von Peter, der ihn erkannte."

„Nun, was weiter?"

„Wenn wir den Ausreißer nach Wien führen und dort der Justiz übergeben, haben wir das Vergnügen ihn hängen zu sehen und erhalten überdies eine Summe Geldes für die Auslieferung."

Graf von Dolabella konnte zwar, was die Schiffer sprachen, nicht hören, allein er sah ihre Bewegungen und Mienen und erkannte daraus, was sie vorhatten.

Wieder eine Stunde später und der gefesselte

Graf lag im Kahne, der, bald von Mader, bald von Stadler stromaufwärts gezogen, langsam die Wellen durchschnitt.

Dolabella hatte mit Gefahr seines Lebens die Marquard Depaul geleistete Zusage erfüllt und befand sich neuerdings, vom Tode bedroht, in der Gewalt seiner Feinde.

Zweites Kapitel.

Die Geschichte von dem Fischer, der eine blecherne Büchse aus dem Wasser zieht.

Rasch führt der Strom den Kahn nach abwärts, die Wellen, diese nie ermüdende Ringelkraft, halten und tragen die Last mit sich fort und der Mensch braucht nur mit dem Ruderzügel das Fahrzeug zu lenken, und Welle und Schiff gehorchen.

Sie gehorchen, weil das Schiff mit der Trägheit aller Materie und minder specifischem Gewichte be-

gabt — wenn nicht überladen — auf dem Rücken des Stromes lastet und weil die Wogen, dem Gesetze der Natur unabänderlich gehorchend, die vorgezeichnete Bahn verfolgen und die Last mit sich tragen.

Anders ist's nach aufwärts, da versagt der Strom den Dienst, er hält wohl die Last wie früher, wenn sie ihn nicht überbürdet, allein er fördert sie nicht vorwärts, er folgt seinem Laufe wie früher, und der ewige Wille, der nicht nur Gesetze schuf, sondern sie auch getreulich befolgt, zwingt ihn nicht, dem Menschen zu Liebe seinen Lauf zu ändern, sondern läßt ihm sogar die Macht, sich gegen die unnatürliche Fahrt zu stemmen.

Der Mensch aber, dieser Tyrann in der Schöpfung, trotzt dem Gesetze der Natur, überwindet den Widerstand und zieht die Last stromaufwärts oder läßt sie von der diabolischen Kraft des Dampfes, welche der Tyrann erfand und dienstbar machte, nach aufwärts peitschen, den darob vor Grimm aufrauschenden und schäumenden Wellen zum Trotze.

Mit dem Strome schwimmen kann Jeder, gegen den Strom nur der, dem die nöthige Kraft zu Gebote steht.

Der Graf von Dolabella, als er gefesselt im Kahne lag, der abwechselnd von einem oder dem anderen Schiffer aufwärtsgezogen wurde, war weit davon entfernt, sich für überwunden zu erklären oder sich widerstandslos in das traurige Loos zu ergeben, welches seine Feinde ihm zugedacht. Er benutzte vielmehr die langweilige Fahrt, die Art und Weise zu ersinnen, wie sich der Gefahr zu entziehen; er dachte — um mit seinem ehemaligen Wachtmeister, dem Herrn Prokop Schebesta zu sprechen — über eine Praktik nach, um die Gegner zu überlisten oder zu beschwatzen.

Die Beschwerlichkeit der Fahrt nach den ausgestandenen Mühen zwang die Schiffer bald, anzuhalten und auszuruhen.

Dies geschah im Angesichte einer in ziemlicher Entfernung vom rechten Stromufer gelegenen Hüttengruppe, deren Dachgiebel herüberlugten.

Dieser Anhaltepunkt war mit Absicht gewählt worden, weil der Mundvorrath der Schiffer mit dem Boote zu Grunde gegangen war, und weil sie beschlossen hatten, daß der Stadler für Geld und gute Worte einigen Ersatz herbeischaffe, um das Naturbe-

dürfniß, welches bei Beiden sich bereits geltend machte, zu befriedigen.

Kaum gelandet, entfernte sich der Genannte auch, und Mader blieb mit dem Gefangenen allein.

Diese Gelegenheit benutzte der Graf; was er vorhatte, konnte eher gelingen, wenn ihm nur Ein Wille zu besiegen, nur Eine Denkweise zu bekämpfen übrig blieb.

„He da, Mader, kommt ein wenig zu mir!“

Auf diesen Ruf des Deserteurs begab sich der am Ufer weilende Schiffer zum Kahn und sagte: „was wollt Ihr?“

„Ich habe mit Euch zu sprechen.“

„Bah, was könnt Ihr mit mir zu reden haben? Uebrigens thut es immerhin, ich höre.“

„Kommt zu mir in den Kahn, ich bin erschöpft und kann nicht anhaltend laut sprechen.“

„Ich bin nicht gelaunt, Euch anhaltend anzuhören.“

„Ihr wollt also lieber gehangen werden? Meinethalben, bleibt wo Ihr seid!“

Mader schielte nach dem Gefangenen hinüber und dachte:

„Teufel, jetzt fängt auch der an mit Galgen und

Strick zu drohen. Früher that 's der Hintersdorfer Jäger und wollte mich damit zwingen, das Boot zu versenken. Nun, da das Boot sammt dem kostbaren Schatze durch des Teufels Krallen auf dem Grunde des Stromes ruht, nun kommt wieder dieser Ausreißer und droht mir abermals mit gedrehtem Hanf. Der Hintersdorfer sprach die Wahrheit, hätte man uns mit dem Inhalte des Sarges erreicht, wir würden insgesammt gebaumelt haben, vielleicht ist auch an den Reden des Deserteurs etwas Wahres, ich will ihn doch anhören, es kostet keine Mühe und schadet in keinem Falle."

In Folge dieser Betrachtung begab er sich in den Kahn und sagte barsch:

„Da bin ich, was wollt Ihr von mir?"

„Wenn ich mit Euch sprechen soll", nahm jetzt Dolabella das Wort, „müßt Ihr ein wenig manierlicher vorgehen." —

„Ah, ich soll Euch etwa mit „Eure Gnaden, Herr Deserteur" betiteln?"

„Thut es immerhin, ich werde Euch zum Dank mit „Excellenz, Herr Galgenvogel" ansprechen."

„Habt Acht, daß der Galgenvogel nicht von Euerem Aase zehre.“

„Heute mir, morgen Dir.“

„Das soll wohl eine Drohung sein?“

„Ihr seid schlau im Errathen.“

„Wenn man droht, muß man auch in der Lage sein, es auszuführen.“

„Meint Ihr, ich sei es nicht?“

„Ich bin so frei, dergleichen zu meinen.“

„Dann täuscht Ihr Euch.“

„Wirklich?“

„Am wirklichsten.“

„Nun, laßt einmal hören, wie wollt Ihr 's beginnen, jetzt mit gebundenen Händen und mit gefesselten Beinen?“ —

„Hände und Beine sprechen nicht, die Zunge thut 's, und die ist, Gott Lob! frei.“

„Wozu kann sie Euch nützen?“

„Ihr sollt es gleich vernehmen. Ich bin Deserteur und Ihr gedenkt, mich auszuliefern.“

„Ihr seid nicht minder schlau im Errathen wie ich.“

„Thut es immerhin, in dem Momente, wo Ihr es thut, klag' ich Euch an.“

„Wessen wollt Ihr uns anklagen?“

„Des Mordes. Euer Gefährte erschlug den Ungar, und Ihr habt Peter erschossen.“

„Der Schiffer riß die Augen auf.“

Weder ihm, noch seinem Gefährten war es eingefallen, daß der Rekrut sich dieser Waffe bedienen könne. Sie gehörten aber zu jener Gattung Spitzbuben, deren Gefährlichkeit nicht in ihrem Kopfe lag, sondern in der Kraft ihrer Muskeln und in ihrem bösen Willen.

„Meiner Treu“, versetzte er mürrisch, „daran zu denken vergaß ich, und ich danke Euch, daß Ihr mich daran erinnert. Ich werde meine Haut wahren und Euch unschädlich machen. Ich verliere dabei freilich einige Gulden, allein was thut man nicht, um den Hals aus einer Schlinge zu ziehen, welche so eng zusammengezogen wird, daß sie Einem den Odem abschneidet. Es hätte mir zwar Vergnügen gewährt, Euch zwischen Himmel und Erde zappeln zu sehen, da jedoch die Verhältnisse es nicht gestatten, so will ich mich mit der Annehmlichkeit begnügen, Euch mit gebundenen Händen und Füßen schwimmen zu sehen.“

„Ihr wollt mich also in's Wasser werfen?“ fragte

der Graf so kalt und gleichgiltig, als es in seiner Lage eben möglich war.

„Wenn Eure Gnaden, Herr Deserteur, es gnädigst erlauben?“ —

„Ich wette mit Euch, daß Ihr es nicht thut.“

„Wer hindert mich daran?“

„Euer Vortheil.“

Mein Vortheil? Ich erblicke nur Nachtheil, wenn ich es nicht thue.“

„Natürlich, weil Ihr jenem Fischer gleicht.“ —

„Welchem Fischer?“ —

„Habt Ihr die Geschichte noch nicht gehört?“

„Aha, Ihr werdet mir wohl auch eine Geschichte erzählen, wie der Hintersdorfer Jäger.“

„Hat Euch jene Geschichte Schaden gebracht?“

„O nein, sie hätte mir Nutzen bringen können, wenn Ihr nicht gewesen wäret.“

„Wohlan, meine Geschichte soll Euch aber wirklich nützen.“

„Dann erzählt sie.“

„Einst stand ein Fischer am Strome und warf sein Netz aus, ohne daß ihm ein Fang gelang. Nach-

dem er ein paar Stunden sich vergeblich bemüht, zog er endlich eine Büchse aus dem Wasser."

„Statt des Fisches eine Büchse?"

„Ganz richtig, eine blecherne, mit einem Deckel geschlossene Büchse."

„Haltet ein wenig ein, Herr Deserteur, und sagt mir, warum Ihr mir eigentlich nicht kurzweg sagt, was Ihr mir zu sagen habt?"

„Weil man sich Leuten Eures Gleichen durch Geschichten und Fabeln am besten verständlich macht."

„Aha, deshalb wählte auch der Hintersdorfer Jäger diese Art. Nun gut, erzählt nur weiter."

Der Fischer wendete die Büchse nach allen Seiten um und dachte: „was soll ich mit dem alten Blech anfangen, sie ist leicht, folglich leer, ich thue am besten, ich werfe sie wieder in's Wasser."

„Teufel! Euere Geschichte fängt sehr deutlich an."

„Habt nur ein wenig Geduld, sie wird gleich noch deutlicher werden:"

„Der Fischer war schon daran, was er dachte, auszuführen, als aus der werthlosen, unscheinbaren Büchse heraus eine Stimme sich hören ließ, welche sprach:

„Thor, wirf mich nicht in's Wasser, sondern öffne mich."

„Oh, oh!"

„Der Fischer machte nun wirklich den Deckel auf." —

„Und in der Büchse befand sich?"

„Nichts als Rauch."

„Was sagt Ihr?"

„Ich sage, daß aus der Büchse heraus ein Rauchwölkchen sich ringelte, welches immer größer wurde und immer dichter, gewisse wenn auch unkörperliche Formen annahm und endlich als Geist vor ihm stand."

„Als Geist?" rief Mader in jener Art Extase, von der rohe, ungebildete Naturen beim Anhören von Wundermärchen gewöhnlich ergriffen werden.

„Ja, ein Geist war 's und dieser sprach zum Fischer: „Du hast mich aus einem viel hundertjährigen Gefängnisse befreit, ich will Dir nun dafür dankbar sein, folge mir." Der Geist schwebte nun voraus, führte den Fischer in eine Höhle, wo er ihm einen Schatz wies, der den armen Teufel auf sein ganzes Leben glücklich machte."

„Sapperment, Euere Geschichte gefällt mir."

„Nun, Mader Sepp, werdet Ihr die scheinbar werthlose Büchse in's Wasser werfen?"

„Wenn ich wüßte, daß ein so mächtiger Geist darin ruhte, wie in Euerer Geschichte, möcht' ich's wohl bleiben lassen."

„Am Geist", meinte der Graf lächelnd, „wäre auch weniger gelegen."

„Die Hauptsache bliebe immer der Schatz", setzte der Fischer hinzu.

„Einen Schatz bin ich wohl nicht in der Lage Euch zu versprechen, allein Reichthum sichere ich Euch zu, daß Ihr genug haben sollt für's ganze Leben."

„Der Antrag läßt sich hören, ich werde mit meinem Kameraden, sobald er zurückkehrt, darüber sprechen."

„Ah, was Ihr sagt, gefällt mir von Euch, ich hätt' es Euch nicht zugemuthet, deshalb überrascht es mich."

„Was denn?"

„Daß Ihr, was ich Euch biete, mit Euerem Kameraden theilen wollt, während Ihr allein es einstreichen könntet."

In der Seele Mader's blitzte es auf, der Graf hatte den rechten Punkt getroffen, nebst der schon er=

wachten Geldgier begannen Neid und Eigennutz die mächtigen Schwingen zu regen.

Der Schiffer schwieg eine Weile, gleichsam um das, was der Deserteur gesagt hatte, zu überlegen, dann sagte er: „Ihr seid ein kühner, ein schlauer Kopf, allein grade deshalb . . . "

Er stockte.

„Nur heraus mit der Sprache! Was soll 's mit dem „Grade deshalb?"

„Ich wollte sagen, grade deshalb kann man Euch nicht trauen."

„Kennt Ihr den alten Spruch: „Wer nicht traut, dem ist nicht zu trauen?" Thut, wie Ihr wollt; ich verliere keine Silbe mehr. Liefert mich aus und laßt Euch dafür hängen, oder werft mich in's Wasser und bleibt wie bisher ein dürftiger Schelm, der für ein paar Pfennige sein Leben einsetzen muß, oder theilt die Tausende, die ich Euch biete, mit Eurem Gefährten; wie gesagt, thut was Ihr wollt."

„Ihr müßt, wenn wir unterhandeln sollen, nicht so kurz angebunden sein."

„Wünscht Ihr dies, dann öffnet meine Fesseln."

„Damit Ihr über mich herfallt und mir die Faust

auf's Aug' setzt? Ihr seid stark, lieber Herr, und mit solchen Leuten unterhandelt man am vortheilhaftesten, wenn sie geknebelt sind."

Der Graf gab hierauf keine Antwort.

„Nun, gnädiger Herr Deserteur, ist's Euch gefällig weiter zu sprechen?"

Dolabella schwieg noch immer.

„Teufel, Ihr werdet stutzig, ich sehe schon, ich muß die Büchse doch in's Wasser werfen."

Mader bückte sich, hob den Gefesselten mit beiden Armen auf, trat an den Rand des Kahns und streckte die Hände aus.

Der Graf brach selbst in diesem verhängnißvollen Momente sein Schweigen nicht.

Er rechnete mit solcher Sicherheit auf die Leidenschaften des ihm gegenüberstehenden Charakters, daß er bloß dachte: „Wart' Schurke, diese Drohung will ich Dir nicht vergessen!"

Der Schiffer hielt ihn einige Momente lang über dem Wasser und fragte dann: „Nun, was ist's, beharrt Ihr in Eurem Schweigen?"

„Löst meine Fesseln", versetzte jetzt Dolabella entschieden, „und ich werde sprechen."

Mader erkannte die ihn weit überwiegende Willenskraft, welche er sich gegenüber hatte, und fühlte sich unter deren Einfluß gelähmt.

Der Gefesselte begann den Freien zu beherrschen.

„Teufel!“ brummte er, den Grafen wieder in den Kahn legend, „Ihr wäret wirklich im Stande, Euch in's Wasser werfen zu lassen und einen armen Schelm des Gewinnes zu berauben.“

Dolabella erwiderte: „Ich fürchte den Tod nicht; löset meine Fesseln und wir machen uns schleunigst auf den Weg, um von Eurem Genossen nicht mehr angetroffen zu werden; der Bursche käme Euch unbequem und ich möchte Euch nicht in die Lage bringen, noch eine Seele aus dem Leibe blasen zu müssen.“

„Hört mich an; doch saget mir vorher, wie ist Euer Name?“

„Bergmann!“

„Richtig, so nannte Euch Peter.“ —

„Das heißt —“

„Was denn?“

„Denkt an die Büchse, in welcher sich nur Rauch befand, woraus ein mächtiger Geist entstand.“ —

„Ihr wollt damit sagen?“

„Daß ich als Rauch Bergmann heiße, als Geist jedoch einen andern Namen führe."

„Und dieser Name?"

„Entfesselt den Rauch, und der Geist wird ihn Euch nennen."

„Davon später, Herr Bergmann, Ihr verlangt also frei zu werden?" —

„Und zwar sogleich."

„Dann begeben wir uns auf den Weg." —

„Unverzüglich." —

„Und Ihr zahlt mir dafür —"

„Halt, so lautet meine Geschichte nicht."

„Wie denn?"

„Ich führe Euch an einen Ort, wo es so viel Geld zu holen gibt, daß Ihr lebenslang versorgt sein werdet."

„Und dieser Ort?"

„Davon später, Herr Mader."

Der Schiffer ging mit sich zu Rathe, man merkte es ihm an, daß nur noch die Furcht vor der körperlichen Kraft des Gegners ihn abhielt, dessen Willen zu erfüllen.

Dolabella glaubte ihm diese benehmen zu müssen

und sagte: „Wenn Ihr an das Wort eines Mannes noch zu glauben fähig seid, so versichere ich Euch, daß ich nicht daran denke, Euch irgend ein Leid zuzufügen, sondern daß ich mein gegebenes Wort erfüllen und meiner Geschichte treu bleiben werde. Ich sprach mein letztes Wort, nun handelt, des Geredes ist genug."

Der Schiffer trug bereits von der Festigkeit des Grafen eine solche Ueberzeugung in sich, daß er in der That fernere Unterhandlungen aufgab, sich zu ihm hinabneigte und dessen Fesseln löste.

Dolabella erhob sich und sagte: „Nun laßt uns, bevor Euer Genosse anlangt, ihm aus dem Gesichtskreise kommen."—

„Der Stadler wird uns suchen." —

„Bis er Euch findet, seid Ihr mit Eurem Gelde in Sicherheit."

Die beiden Männer wendeten sich stromaufwärts und beschleunigten ihre Schritte, um in eine der nächsten Auen zu gelangen, welche sie den Blicken des Zurückgebliebenen entzog.

Was führte der Graf gegen den Schiffer im Sinne?

Fassen wir seine Situation in's Auge.

Dolabella hatte, einem mündlichen Vertrage gemäß, seine Aufgabe, Albin aus den Händen der Marchesa Vendetta zu befreien, an Marquard Depaul abgetreten und dafür von diesem die Verpflichtung übernommen, den Untergang des Bootes zu überwachen oder, wenn er nicht erfolgte, mit aller Aufopferung herbeizuführen.

Nachdem er mit Gefahr des Lebens Letzteres bewerkstelligt hatte, gedachte er natürlich an seine, dem Hintersdorfer Jäger übertragene Mission.

Der Leser weiß, wie viel, oder besser, wie ihm an deren Gelingen Alles gelegen war, und eben weil es eine Angelegenheit von solcher Wichtigkeit, bangte ihm bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß auch Marquard's Sendung ohne Erfolg bleiben könne. Er begann daher jetzt schon zu erwägen, was in diesem Falle zu unternehmen nöthig sein werde.

Dem Auftrage seines Vaters, des Grafen Alexander von Bonneval gemäß, sollte er ihm Albin um jeden Preis zuführen, der Jüngling mußte daher, wenn die Mittel der Güte sich unzulänglich zeigten, den Händen der Gorgone mit Gewalt entrissen werden.

Für diesen Fall glaubte der Graf sich vorbereiten

zu müssen und erblickte in Mader einen tüchtigen Gehilfen, der ihm gute Dienste leisten könnte.

Die oben gestellte Frage ist daraus zur Genüge beantwortet.

Wie stand es aber mit dem, dem Schiffer verheißenen Reichthum?

Dolabella gedachte in der That, ihm eine namhafte Summe zuzuwenden, jedoch erst dann, wenn Mader ihm die etwa nothwendig gewordenen Dienste geleistet haben würde.

Die beiden Männer schritten wacker aus, beide waren wohl von den überstandenen Mühen erschöpft und von Hunger und Durst gepeinigt, allein die Nothwendigkeit, von dem Stadler Tondl nicht erreicht zu werden, zwang sie, in den ersten Stunden ohne Säumniß auszuschreiten.

Mader, der Anfangs mit großer Behutsamkeit sich von dem Deserteur stets ein wenig entfernt hielt, und jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt war, erkannte bald, daß dieser nicht daran dachte, ihm Böses zuzufügen und beruhigte sich über diesen Punkt vollkommen; nicht so über einen anderen.

Des Lebens sicher, machte der Eigennutz sich wieder

fühlbarer, und seine Gedanken wendeten sich dem verheißenen Reichthum zu.

Die Folge davon bildete das nachstehende kurze Gespräch:

„Herr Bergmann!“

„Was gibt's?“

„Ihr seid nun wohl mit mir zufrieden?“

„Vollkommen.“

„Ich habe Euch geglaubt und vertraut.“

„Und Ihr habt Euch nicht getäuscht.

„Bisher nicht.“

„Und später auch nicht, wie sich's zeigen wird.“

„Eure Zusicherung macht mir große Freude, deshalb meine ich . . .“

„Was denn?“

„Da wir des Stadler Tondl los sind, so möget Ihr anfangen, aus dem Rauch Euch zum Geist umzugestalten.“

„Das geschah bereits, mein Lieber, denn ich führe Euch zur Höhle.“ —

„Ist's noch weit dahin?“

„So ziemlich.“

„Wo befindet sie sich?“

„Im Passauer Walde.“

„Oh!“

„Warum staunt Ihr?“

„Weil sich der Wald auf dem Wege nach Muckendorf befindet.“

„Um so besser für Euch.“

„Wir haben Zwölfaring bereits im Rücken, nehmen unseren Weg über Laa, Inzersdorf und Schönbrun.“ —

„Und dann über Hütteldorf, durch's Halterthal nach dem Passauer Walde.“

„Richtig, so ist's, einstweilen jedoch wollen wir in Laa einkehren und uns ein wenig erfrischen.“

„Ich habe dagegen nichts einzuwenden.“

Mader und der Graf, oder — wenn wir uns an die Geschichte von der blechernen Büchse halten wollen — der Fischer und der Geist, erreichten Laa und traten in die Schenke.

Drittes Kapitel.

Wie es dem Fischer und dem Geist in Laa erging.

Das Dörfchen Laa liegt am jenseitigen Fuße des außerhalb der Favoritenlinie gelegenen Hasenberges.

Dieser Berg, von einem Wäldchen beschattet, enthält auf seinem Gipfel eine kleine nackte Oase, die sogenannte „Laaer Heide", wo ganz isolirt ein Jägerhaus steht, denn das Wäldchen bildet eine Art Fasangartens.

Im Vorbeigehen sei es erwähnt, daß diese Höhe, die eine der hübschesten Fernsichten in der Nähe Wien's bietet, ein Lieblingsaufenthalt des Kaisers Joseph II. war.

Der unsterbliche Menschenfreund erbaute hier ein zwei Stockwerke hohes Lusthaus, welches er nicht nur den hierher Lustwandelnden zu öffnen befahl, sondern sogar zu deren Vergnügen mit Fernröhren versehen ließ.

Eines Abends, als der Kaiser eben von dem hinter Simmering gelegenen Neugebäude nach Wien fuhr, wurde ihm der traurige Anblick zu Theil, seine

Schöpfung, das hübsche Lusthaus in vollen Flammen zu sehen.

Ob der Brand zufällig entstand, oder ob Bosheit ihn stiftete, ist unentschieden.

Letztere Ansicht gründete sich auf den Umstand, daß der Brand grade in der Stunde aufloderte, als der Monarch vorüberfuhr, es hieß also, Bösewichter hätten ihm den Schmerz bereiten wollen, seine Schöpfung vom Feuer verzehrt zu sehen.

Das Dörfchen Laa am jenseitigen Fuße des Hasenberges bestand zur Zeit unserer Erzählung aus einer Hüttengruppe, deren Unbedeutendheit Niemand, der diesen Ort heute kennt, in Zweifel ziehen wird; daß sich trotzdem eine Schenke darin befand, wird nicht befremden, wenn man erwägt, daß Wirthshäuser überhaupt viel leichter gegründet und erhalten werden, wie Schulen, Armenhäuser und dergleichen.

Als der Graf Dolabella und der Mader Sepp in die Schankstube traten, fanden sie daselbst ein paar Laaer Insassen, die sich bei einem Krüglein gütlich thaten und, wie es bei Landleuten böse Sitte, sich sehr laut mit einander unterhielten.

Der eintretende Schiffer würde ihr Augenmerk

weniger auf sich gezogen haben, die Gewänder des Anderen, welche den Jäger kennzeichneten, thaten es in höherem Grade.

Die beiden Laaer wurden auf einmal kleinlaut, steckten die Köpfe zusammen, wie Schafe, wenn es donnert, und begannen mit einander zu lispeln.

Jäger waren und sind auf dem Lande noch immer eine Art obrigkeitlicher Personen, und vor diesen fühlt das Landvolk gebührenden Respekt.

Den Grafen berührte die erregte Aufmerksamkeit wenig, seit langer Zeit gewohnt, auf gefährlichem Pfade zu wandeln, war er gegen Gefahr unempfindlich geworden, wie der Seemann gegen den stürmischen Ocean.

Bei Mader war es anders.

Mißtrauisch, befangen, treulos, wähnte er überall Verdacht, wie seichte Pumpbrunnen schon beim ersten Zuge Wasser geben.

Die Aufmerksamkeit der Laaer, die eigentlich dem Jäger galt — dafür wurde der Graf von Dolabella gehalten — erschien ihm als ein Spähen, welches den Deserteur anging.

Mader säumte nicht, seinem Gefährten eine Warnung zuzuflüstern, doch dieser lächelte und erwiderte:

„Mein lieber Fischer, Ihr vergeßt, daß ich ein mächtiger Geist bin.“

„Wenn der Geist keinen Leib hätte“, meinte der Schiffer, „dann bliebe ich ruhig, so lange er aber Hände und Füße besitzt, die man binden und fesseln kann, will ich seiner Macht nicht recht trauen. Man muß den Hals nie muthwillig in eine Schlinge stecken, der Teufel treibt oft sein Spiel, zieht die Schnur an und man zappelt.“

„Ich danke Euch für die Lehre und Besorgniß um mein Wohl, ich sehe noch keine Schlinge, die mir gefährlich werden könnte.“

„Gut ist gut, besser ist besser. Essen wir, trinken wir und machen wir uns auf den Weg.“

„Damit bin ich vollkommen einverstanden, obgleich aus anderen Gründen wie Ihr.“

Dolabella hatte diese Aeußerung eben gethan, als der eine der Laaer sich erhob, zu ihm und Mader herantrat und in rauher, ungeschlachter Weise die Worte sprach: „Guten Tag! woher des Weges?“

„Von drüben her“, antwortete der Graf kurz.

„Mit Verlaub, Herr Jäger, das „Von drüben

her" ist vieldeutig, möchtet Ihr mir nicht genauere Auskunft geben?"

„Ist man in Laa so neugierig?"

„Unter gewissen Umständen, ja!"

„Es gibt also gewisse Umstände, die Euch zu fragen veranlassen?"

„So ist's, Herr Jäger."

„Und welches sind die Umstände?"

„Ich bin der Richter im Orte." —

„Möge Euch jenseits eingeschenkt werden, wie Ihr diesseits ausschenkt."

„Amen, Herr Jäger!"

Mader bemühte sich mit dem Fuße unter dem Tische seinem Gefährten Mäßigung einzutreten.

Dieser blieb dagegen unempfindlich und sagte: „Ich bitte Euch, in der Auseinandersetzung der Umstände fortzufahren."

„Es hat sich", begann der Laaer Richter, „heute nicht drüben, woher Ihr zu kommen vorgebt, sondern drunten ein Unglück ereignet."

„Wo drunten?"

„Drunten an der Donau."

„Was Ihr sagt!"

„Drei Männer haben einen Kammerdiener aus Mauerbach beraubt und schwer verwundet.“

„Teufel, das ist eine schauerliche Geschichte!“

Mader glaubte schon die Schlinge am Halse zu fühlen.

„Der Unglückliche“, fuhr der Richter fort, „befindet sich im Hause nebenan.“ —

„Wie kam er hierher?“

„Einer aus'm Ort fuhr Getreide zu einem bekannten Müller an der Donau, fand den Verwundeten am Wege und nahm ihn mit hierher.“

„Der Barmherzige wird seinen Lohn im Himmel finden“, sprach der falsche Jäger mit großer Salbung.

„Und der Missethäter seine Strafe hienieden“, setzte der Laaer Richter hinzu.

„So ist's, Ihr habt die Bibel nicht umsonst gelesen.“

„Lassen wir die Bibel bei Seite und reden wir von den besonderen Umständen weiter.“

„Ihr seid also noch nicht zu Ende?“

„Die Hauptsache kommt erst.“

„Ich bin wahrhaftig neugierig“, sagte Dolabella unbefangen.

Mader fühlte nicht nur einen Strick um den Hals, sondern auch einen Mühlstein auf der Brust.

„Ich sagte vorhin, der Kammerdiener sei von drei Männern angefallen worden."

„So sagtet Ihr."

„Diese drei Männer waren ein Jäger und zwei Andere, welche das Aussehen von Schiffern hatten." —

„Woher wißt Ihr das?"

„Der Verwundete gibt es an."

„Er ist also nicht mehr bewußtlos?"

„Der Bader behauptet, daß er noch gerettet werden könne."

„Ehre und Lob dem Bader!"

„Und Strafe den Missethätern!"

„Ihr seid ein eifriger Richter."

„Ich bin in meinem Amte so eifrig, daß ich Euch gar nicht mehr aus den Augen lasse."

„Uns? Ihr werdet doch nicht denken . . .?"

„Daß Ihr Spitzbuben seid? Warum denn nicht? Gedanken sind zollfrei."

„Und Prügel auch."

„Kurz und gut, ich halte Euch und den da —

auf Mader deutend — im Verdachte, daß Ihr den Mauerbacher Kammerdiener beraubt habt."

Der Jäger lachte laut auf — der Schiffer entfärbte sich, bückte sich aber rasch, als höbe er Etwas vom Boden auf, wodurch ihm das Blut wieder in die Wangen schoß und die verrätherische Bläſſe verscheuchte.

„Mein werther Herr Jäger!" —

„Was beliebt, werther Herr Richter?"

„Euer Gelächter täuscht mich nicht." —

„Euer Verdacht dagegen rührt mich und zwar so heftig, daß ich Lust verspüre, Euch ein Paar Rippen einzuschlagen, daß man daraus nicht einmal eine „Nannerl," viel weniger eine „Everl" soll erzeugen können."

„Herr Jäger, droht nicht, sondern rechtfertigt Euch und den da."

Der Richter deutete wieder auf Mader.

Der Schiffer fühlte etwas wie einen Dolchstich im Herzen, dabei aber ärgerte er sich doch im Stillen, daß er in der ganzen Affaire von dem Richter so geringschätzig behandelt wurde. Er spielte hierbei die sehr bescheidene Rolle eines stillen Handels-

Compagnons, wenn wir uns dieses modernen Ausdruckes bedienen dürfen.

Der Jäger trat dem Laaer Richter um einen Schritt näher und sagte:

„Ihr verlangt, daß wir uns rechtfertigen, gut denn, es sei, führt uns zum Verwundeten!" —

Mader stöhnte auf, der Graf, unbekümmert darum, fuhr fort:

„Wenn er in uns seine Räuber erkennt, dann seid Ihr im Rechte; im Gegentheil aber sollt Ihr an mich denken, so lange, als Ihr lebt."

Gegen diesen Vorschlag durfte der Richter, trotz der gefährlichen Folgen, die er im ungünstigen Falle nach sich zu ziehen drohte, nichts einwenden. Er begab sich mit den beiden Verdächtigen in's Nachbarhaus.

Auf dem Wege dahin zupfte Mader seinen Gefährten am Aermel und machte eine sehr kümmerliche und bedenkliche Miene, worauf Dolabella ihm zuflüsterte:

„Beruhigt Euch und vergeßt nicht, daß ich ein mächtiger Geist bin."

Die drei Männer traten in die Stube, wo man

den Verwundeten einstweilen untergebracht hatte, der Graf und Mader standen dem Vertrauten des Freiherrn von Falk gegenüber.

Der Laaer Richter, obgleich er sich eines einfältigen Gemüthes — im nicht evangelischen Sinne — erfreute, wie hätte er sonst den ihm Verdächtigen vor der Confrontation Alles mittheilen können, damit sie Zeit zur Ueberlegung und zur Fassung gewännen — selbst dieser Laaer Richter, sagen wir, war von der Wirkung auf's Höchste überrascht, welche der unerwartete Eintritt der beiden Männer bei Peter hervorbrachte.

Diese Wirkung, oder vielmehr der Schluß, zu welchem sie berechtigte, war, um uns mathematisch auszudrücken, ein negativer; juridisch gesprochen, konnte er für die beiden Beschuldigten eher ent- als belastend gelten.

Das auffallende Ergebniß soll sogleich klar werden.

Der Vertraute des Barons Falk bediente sich, wie man aus der Angabe des Laaer Richters entnahm, falscher Angaben und dachte dabei nicht im Geringsten, daß er noch heute in die unangenehme Lage versetzt

werden könne, mit Bergmann und Mader confrontirt zu werden.

Als daher die Genannten mit dem Richter in die Stube traten, erkannte Peter zu seinem Entsetzen sogleich, daß sie in Folge seiner Angaben angehalten worden seien, und daß er in Gefahr stand, einen Theil seiner Lügen enthüllt zu sehen, folglich selbst verdächtig zu erscheinen, anderen Theils aber, daß er sowohl Mader wie Bergmann gegen sich herausforderte, wenn er ihrer Verlegenheit kein Ende machte.

Der Richter hatte, wie bereits erwähnt, die Bestürzung des Kammerdieners beim Eintritte der beiden Verdächtigen bemerkt und sagte, triumphirend im Bewußtsein des eben gethanen glücklichen Zuges: „Nun, zwei von den Vögeln sind uns glücklich in's Netz geflogen.“

Peter, der mit Vergnügen den Schiffer wegen seiner Treulosigkeit am Galgen gesehen hätte, schüttelte jedoch, des eigenen Heiles eingedenk, verneinend den Kopf.

Der Richter riß Augen und Mund auf.

„Erkennt Ihr diese Männer nicht wieder?“

„Nein!“

„Haben sie Euch nie etwas zu Leide gethan?“

„Nein!“

„Ihr sagtet aber doch, ein Jäger und zwei Männer, welche das Ansehen von Schiffern gehabt, hätten Euch beraubt.“

„Jene sahen ganz anders aus“, lispelte der Verwundete, „der Jäger war viel kleiner und die Schiffer viel größer.“

Der Richter begann ärgerlich und verlegen zu werden.

Da der Verwundete die Identität der Personen so entschieden in Abrede stellte, befand er sich an der Grenze seiner inquisitorischen Fähigkeit.

„Könnt Ihr das, was Ihr aussagt, mit einem Jurament bekräftigen?“

Auf diese Frage des Laaer Inquirenten ergriff Dolabella das Wort und rief:

„Herr Richter, die Aussage des Beschädigten lautet deutlich und bestimmt; Ihr aber begnügt Euch damit nicht, sondern gebt Euch ordentlich Mühe, ihn zum Zeugniß gegen uns zu vermögen! Ich rathe Euch, dieses Verfahren einzustellen!“

Und zu Peter gewendet, fuhr er fort:

„Sind wir diejenigen, die Euch beraubt?“

„Nein!"

„Könnt Ihr das beeiden?"

„Ja!"

Peter konnte den Eid füglich ablegen, ohne falsch zu schwören.

Der Graf wendete sich zu dem Richter: „Ihr habt die Aussage des Kranken vernommen, nun habt die Güte, uns zu begleiten."

Der Richter sah den Jäger fragend an.

„Wir sind Euch auf Eueren Wunsch hierher gefolgt, nun werdet Ihr uns zum Amte begleiten, ich bin nicht gesonnen, den mir angethanen Schimpf auf mir ruhen zu lassen.

Der Jäger erreichte seinen Zweck, dem Richter einen heilsamen Schreck einzuflößen, vollkommen.

Dieser begann sich zu entschuldigen, und da Mader sich anstellte, als ergriffe er ebenfalls seine Partei, so gab der Jäger nach und verließ mit seinen Gefährten das Haus und den Ort.

„Gott Lob! daß wir dieser Gefahr glücklich entronnen sind", begann Mader, als sie Laa im Rücken hatten.

„Ihr habt Euch jämmerlich benommen, Euer Gesicht enthielt ein offenes Bekenntniß, zum Glücke ist

der Richter kein weiser Salomon, sonst säßen wir jetzt schon fest. Uebrigens zeigte Peter fast noch mehr Angst, wie Ihr."

„Er wird mich dem Baron verrathen." —

„Wenn Ihr mir treuer dienet, wie dem Baron, will ich Euch dessen Rache entziehen."

„Bah, bin ich nur einmal im Besitze des verheißenen Reichthums, so werde ich mich vor allen Nachstellungen zu sichern wissen."

„Wie es Euch beliebt. Jetzt aber schreiten wir wacker vorwärts, damit wir den Passauer Wald erreichen."

„Ich bin sehr neugierig."

„Worauf?"

„Auf die Höhle, in welcher der Schatz sich befindet"

„Euere Neugierde soll bald befriedigt werden."

Während die beiden Männer den Weg nach dem genannten Walde zurücklegen, erzählen wir, was sich dort mittlerweile begeben.

Viertes Kapitel.

Eine Nacht im Waldhause der Marchesa Vendetta.

Marquard Depaul befindet sich auf dem Wege von Wien nach dem Passauer Walde.

Seine Gedanken, seine Hoffnungen, seine Wünsche richten sich nach drei Seiten; — er beschäftigt sich mit Editha, mit dem wilden Einsiedler und mit seinem Bruder Albin.

Mit seinem Bruder? Er war es ja nicht mehr!

Diese Vorstellung erfüllte ihn Anfangs mit Schmerz und Trauer. Er hing mit zärtlicher Liebe an dem Jünglinge, seit zehn Jahren, seit dem Tode der Eltern, hatte er sich daran gewöhnt, in Albin den einzigen Verwandten zu lieben, auf ihn hatte er jenen Gefühls-Schatz übertragen, der sich sonst unter einer ganzen „Familie" vertheilt, und nun plötzlich wurde ihm die Gewißheit, daß Albin gar nicht sein Bruder sei.

Doch die ersten bitteren Gefühle mußten bald der Vernunft und dem männlich kräftigen Naturell Marquard's weichen. Er fügte sich der Macht des Un-

abänderlichen, blieb es ihm doch unverwehrt, den Jüngling wie bisher zu lieben, an die Stelle der Verwandtschaftsbande jene der Seelenfreundschaft treten zu lassen.

„Ist er auch nicht mein Bruder", dachte er, „so will ich ihn doch mit aller Liebe umschlingen, wie bisher, will Alles wagen, seine Jugend zu schirmen und sein Lebensglück, insoweit es von nun an in meiner Macht liegt, bereiten zu helfen. Damit aber dies möglich werde, muß er vorerst den Händen der bösen Frau entwunden werden, wo seine Zukunft, sein Leben bedroht sind."

Der Nachmittag neigte sich bereits seinem Ende zu, als der junge Mann in dem einsamen Waldhause anlangte.

Albin empfing ihn mit jener stürmischen Freude, welche der Jugend eigenthümlich; der Anblick des Bruders fachte die Liebe in seinem Herzen, welche in der Stickluft der Zerstreuung zu leiden begonnen, frisch an.

Die Marchesa zeigte sich freundlich und zuvorkommend, der schwarze Schleier hatte nicht bloß ihr Antlitz, sondern auch die Unruhe zu bergen, die sich ihrer bemächtigte.

Zwischen dem Grafen von Dolabella und Marquard Depaul bestand, ihrer Ueberzeugung nach, irgend eine Verbindung, das Wesen derselben war ihr ein Räthsel, doch genügte der Umstand, daß der Graf gekommen war, den Jüngling zu einer Trennung von ihr zu bereden, und das jetzige Erscheinen Marquard's, nachdem jener seinen Zweck nicht erreicht hatte, sie zu äußerster Vorsicht zu mahnen.

„Es wird sich nun zeigen", dachte sie, „inwieweit die Fesseln ausreichen, welche ich in dieser kurzen Frist um den jungen Menschen geschmiedet? Widersteht Albin, dann habe ich keine Ueberredung mehr zu fürchten, sondern bloß Gewalt, und dagegen werde ich mich zu wahren wissen; widersteht er nicht, dann ... dann ..."

Sie verstummte und sann nach, was in diesem Falle beginnen?

Aus dem Schlangenneste ihres Gehirnes ringelten sich schwarze Nattern empor, eine davon hielt sich fest, ihr Entschluß war gefaßt.

Unter dem Vorwande, den Brüdern die Freude des Wiedersehens durch ihre Anwesenheit nicht zu verkümmern, ließ sie dieselben allein und Marquard

ergriff sofort die Gelegenheit, den Zweck seines Besuches zum Gegenstande der Unterhaltung zu machen.

„Du bist mit der Oertlichkeit hier genauer bekannt, sind wir in in diesem Gemache der Möglichkeit, belauscht zu werden, ausgesetzt?“

Auf diese Frage des Bruders antwortete Albin: „Wenn wir halblaut sprechen, kann uns Niemand hören; indessen wundert es mich, daß auch Du mit mir über Dinge zu sprechen hast, die meine Wohlthäterin nicht hören soll.“

„Deine Aeußerung bezieht sich auf Dein Gespräch mit dem wilden Einsiedler . . .“

„Du weißt davon?“

„Ja, und ich bin gekommen, den Versuch, der mißlang, zu wiederholen.“

„Marquard!“

„Du erschrickst förmlich vor dem Gedanken, mit Deinem Bruder wiedervereinigt zu werden.“

„Es überrascht mich, Dich mit einem Manne verbunden zu finden, von dem man nicht weiß, wer er ist, welche Zwecke er unter den verschiedenen Hüllen verfolgt, und der außerdem damit umgeht, mich meinem Glücke zu entziehen.“

„Deinem Glücke? Armer Bruder!“

Der Ton, mit dem Marquard diese Worte sprach, drang dem Jünglinge in die Seele.

„Bruder, lieber Bruder“, entgegnete er mit Wärme, „ich kann mir nicht denken, daß Deine Absichten nicht die reinsten seien, ich bin überzeugt, daß Du nichts willst, als mein Wohl, allein man kann Dich täuschen, man kann Deine Liebe zu mir mißbrauchen wollen, glaube mir, Du hast keine Ursache, über mich ein „armer Bruder“ auszurufen.“

„Albin, Du weilst seit mehreren Tagen in diesem Hause, kannst Du wissen, was seitdem außerhalb desselben sich ereignet?“

Die Augen des Jünglings erweiterten sich.

„Was hat sich begeben?“ fragte er gespannt.

„Du sollst es erfahren, wenn Du wieder mein Bruder geworden.“

„Was bin ich denn jetzt?“ fragte Albin, schmerzhaft lächelnd.

„Der Pflegesohn der Marchesa Vendetta!“ lautete die Antwort.

„Willst oder darfst Du mir nicht mittheilen, was sich während meines Hierseins draußen zutrug, so

sage mir wenigstens, warum Du über mich: „armer Bruder“ gerufen?“

„Ich könnte den Grund Dir wohl enthüllen, allein ich trau’ Dir nicht mehr.“

„Du traust mir nicht mehr?“ fragte der junge Mensch gekränkt.

„Weil ich nicht weiß, ob Du noch der kluge, standhafte, verschwiegene Albin von ehedem bist?“

„O, Bruder Marquard, Du treibst Deinen Scherz mit mir. Man ändert sich in der Frist von ein paar Tagen nicht.“

„O doch, man ändert sich, aber man weiß es nicht; wärst Du noch der frühere, ich brauchte nur zu sprechen; „Albin, Du gehst mit mir!“ und Du würdest mir folgen; heute thust Du es nicht mehr, sondern forschest nach Gründen, willst wissen, warum, wofür und wohin?“

Der Blondkopf erröthete und sagte verlegen: „Ich bin eben älter geworden!“

„In der Frist von ein paar Tagen?“ fragte Marquard ironisch.

„Der Jüngling senkte den Blick beschämt zu Boden und antwortete nicht.

Der Andere fuhr fort: „Unser unglücklicher Vater hat mir vor seinem Ende befohlen, daß ich Dich dazu anhalte, nicht nur die Bibel, sondern auch die für alle Zeiten lehrreiche Geschichte der alten Griechen und Römer zu lesen, damit Du ihre Sitten, Gebräuche, Religion und so weiter kennen lernst.“

„Du bist auch diesem Auftrage unseres armen Vaters eifrig nachgekommen.“

„Du wirst Dich also aus der Bibel an jenes philistäische Weib erinnern, welches dem Geliebten, nachdem es ihm das Geheimniß entlockt hatte, daß seine Kraft in der Fülle seiner Locken ruhe, die Haare abschnitt. —“

„Ja, ich entsinne mich, daß das Weib Delila hieß und ihr Geliebter Simson, doch was soll diese Erinnerung, in welchem Zusammenhange steht die Geschichte von Simson und Delila mit uns?“

„Ich will Dir 's mit kurzen Worten erklären: Du, mein Bruder, gleichst Simson, Deine Kraft, weil Du noch zu jung bist, ruhte in mir. Die Marchesa Vendetta beraubte Dich dieser Kraft, um Dich wehrlos zu machen und Dich ganz in ihre Gewalt zu bekommen.“

„Bruder, hast Du auch bedacht, wessen Du die beste aller Frauen beschuldigest?“

„Albin, Du bist bereits im Geiste geblendet, wie Simson es körperlich wurde, ich aber urtheile frei und unbefangen, mich hat man in den Spiegel der Vergangenheit schauen lassen; weun Du wüßtest, was ich erfuhr, Du würdest entsetzt aus der Nähe dieser Frau fliehen.“

„Dein Ton macht mich bestürzt, um Gott, Marquard rede, ich bitte Dich, rede, ich bin noch standhaft verschwiegen, wie ich es war, bevor ich in dieses Haus kam.“

„Hast Du der Marchesa Deine Unterredung mit dem Grafen von Dolabella mitgeheilt?“

„Nein, Bruder, nein!“

„Darf ich dieser Versicherung trauen?“

„Ich schwöre Dir ’s bei dem geheiligten Andenken an unsere Mutter, daß nicht eine Silbe über meine Lippen kam.“

„Wirst Du auch Alles, was wir jetzt sprechen, in Deiner Brust versenkt bleiben lassen, wirst Du darüber stumm sein, wie das Grab?“

„Bei meiner Seele Heil schwöre ich Dir ’s zu!“

„Dann höre mich: „die Marchesa Vendetta ist eine Mörderin, als solche befand sie sich, zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, in der Festung Kufstein. Sie ist ein rachsüchtiges Weib und Deine Todfeindin.“ —

„Meine Feindin? Was habe ich ihr gethan?“

„Um diese Frage zu beantworten, muß ich Dir ein Geheimniß enthüllen. Du bist nicht mein Bruder, Du bist nicht das Kind meiner Eltern, ich habe die schriftlichen Beweise davon in Händen gehabt. Dein Vater, ein mächtiger Herr in einem anderen Reiche, war es, dessen Enhüllungen die Marchesa einer gerechten Strafe zuführten, daher rührt ihr tödtlicher Haß gegen ihn. Durch mir unbekannte Mittel entfloh sie der Haft, kam hierher und, da sie das Geheimniß Deiner Geburt kannte, bemächtigte sich Deiner, um an dem Sohne die Rache zu kühlen, die sie dem Vater geschworen.“

Albin, todtenbleich, lauschte noch immer den Worten Marquard's, als dieser schon längst schwieg.

Die kurze Mittheilung veränderte wie durch einen mächtigen Zauber mit einem Schlage die ganze Scenerie.

Er war nicht das Kind unansehnlicher Eltern,

nicht der Sohn des malcontenten Piqueurs, welcher durch die Hand des Henkers starb, sondern der Sprosse eines Machthabers in einem fremden Reiche; die Frau, welche er für einen Engel hielt, stand plötzlich in eine Furie verwandelt vor seinem Geiste; der junge Waidmann, den mit brüderlicher Liebe zu umschlingen er gewohnt war, war urplötzlich nicht sein wirklicher, sondern bloß sein Pflegebruder. —

Alle diese unerwarteten, unglaublichen Eröffnungen, deren eine schon hingereicht hätte, ihn zu erregen, machten seinen Geist schwindeln, seinen Körper beben. Seiner Sinne kaum mehr mächtig, verlor er Halt und Fassung und sank mit dem Rufe: „Hilf mir Bruder!" in die Arme Marquard's.

In dem Gespräche der jungen Leute trat jetzt ein längeres Intervall ein, um Albin Zeit zur Fassung zu gönnen.

Um diese zu beschleunigen, liebkoste ihn der Aeltere, ermunterte ihn durch Küsse wie durch Worte und suchte in ihm wieder jene Zuversicht, jene Thatkraft anzufachen, deren der Jüngling früher in so hohem Maaße sich erfreut hatte.

„Richte Dich auf, lieber Bruder", sagte er unter

Anderem zu ihm, „und werde in Wahrheit ein Mann. Du hast von den Sirenentönen eines bösen Weibes Dich verlocken lassen, Aehnliches widerfuhr stärkeren und älteren Männern wie Du bist, doch verstanden sie es, sich wieder der schmachvollen Fesseln zu entledigen. Herkules spann am Rocken der Omphale und Du an dem der Marchesa Vendetta.“ —

„Ach, Bruder Marquard“, lispelte jetzt der Blondkopf mit einem Anfluge seines früheren Humors, „ich bin ein erbärmlicher Herkules, ich habe zu spinnen begonnen, bevor ich nur Eine seiner dreizehn Arbeiten gethan.“

Der Waidmann lächelte und sagte: „Endlich eine Aeußerung, woran ich meinen Albin wiedererkenne, nun zweifle ich nicht mehr, daß Du mir folgen wirst.“

„Ja, ich folge Dir.“

„Bist Du augenblicklich dazu entschlossen.“

„Je eher, desto lieber.“

„Wirst Du dem verführerischen Gesange der Sirene widerstehen?“

„Du hast mich heute bereits zum Simson und zum Herkules erhoben, erlaube mir, daß ich selbst mich zum Ulysses avancire.“

„Du willst Dir also die Ohren mit Wachs verstopfen?“

„Ich bedarf dessen nicht, weil mein Herz von Liebe und Bewunderung für Dich voll ist.“

„Dann ist es an der Zeit, daß wir die Marchesa aufsuchen.“

Die Brüder verließen Arm in Arm das Gemach.

Während der Unterhaltung der jungen Leute war der Abend herangebrochen, sie fanden daher die Dame des Hauses in einem hell erleuchteten Gemache an einem für drei Personen gedeckten Tische.

In dem Tone der Einladung, an dem Abendmahle theilzunehmen, sowie überhaupt in ihrem ganzen Benehmen zeigte sich keine Spur von Verdacht und Unruhe und doch glich ihr Herz einer Büchse, in welcher ein Dämon einen Orkan gebannt und gefesselt hielt.

Die Brüder hatten keinen Grund, die Einladung nicht anzunehmen und ließen sich rechts und links von der Dame nieder.

„Nachdem ich Sie die Freude des Wiedersehens unverkümmert genießen ließ“, begann die Marchesa

mit unbefangener Liebenswürdigkeit, „muß ich über unseren Albin Klage führen.“

Der Jüngling horchte auf, Marquard seinen Zügen die freundlichste Maske aufzwingend, erkundigte sich nach dem Grunde der mütterlichen Unzufriedenheit.

„Der junge Mann“, lautete die Antwort der Sirene, „hat seit einigen Tagen seine gute Laune verloren.“

„Es war vielleicht das Ergebniß der ungewohnten Lebensweise“, bemerkte der Waidmann, vielleicht auch Sehnsucht . . .

„Möglich“, versetzte die Marchesa, „indessen ich zweifle daran, wenn ich mich nicht täusche, so trat diese Veränderung in ihm seit jenem Tage ein, wo er mit dem Grafen von Dolabella, der hieher gekommen war, sich nach Ihnen zu erkundigen, im Garten eine Unterredung hatte. Albin hat Ihnen doch davon erzählt?“

Marquard bejahte diese Frage, setzte jedoch hinzu, der Bruder sei in die Details jener Unterredung nicht eingegangen, sondern habe nur oberflächlich erwähnt, daß er mit dem Grafen bloß über mich und von mir gesprochen.

„Und Sie glaubten ihm das?"

„Warum nicht? Was könnte Albin mit einem ihm fremden Cavalier sonst zu verkehren haben?"

„Vielleicht war es der Cavalier, der mit Albin zu sprechen hatte."

„Meinen Sie, gnädige Frau?"

„Ich glaube mich nicht zu irren. Der Graf hat vielleicht unserem jungen Freunde sehr interessante Mittheilungen gemacht, welche zu verschweigen dieser für nöthig erachtet."

„Gnädige Frau", nahm jetzt der Jüngling das Wort, „ich betheuere, daß der Graf von Dolabella mir keinerlei Mittheilungen zukommen ließ; die Einbuße meiner guten Laune ist in anderen Motiven zu suchen."

„Darf man diese erfahren?"

„Ich habe mich nach meinem Bruder gesehnt."

„Ah, Herr Marquard hatte also vorhin recht."

„Ich gab mir viele Mühe, jenes Gefühls Meister zu werden, allein vergebens, ich bin zur Einsicht gekommen, daß man sich nicht ungestraft einem Verbande entreißt, dem man von Kindheit auf angehört."

„Und Du warst so eigensinnig oder treulos, ich

weiß nicht, wie ich es nennen soll, mir das zu verschweigen?“

„Ich schämte mich meiner kindischen Wandelbarkeit.“

„Der Mutter gegenüber? Wenn mein guter Wille sonst nichts, so hatte er wenigstens Aufrichtigkeit verdient.“

Auf diesen, mit liebevoller Stimme gesprochenen Vorwurf erwiderte der Jüngling: „Ich fühle mich schuldig, gnädige Frau, und nehme Ihre Zurechtweisung in Ergebung an.“

„Das genügt mir nicht, lieber Sohn, Du mußt mir auch versprechen, in diesen Fehler nie mehr zu verfallen.“

„Ich glaube am besten zu thun, wenn ich der Gelegenheit dazu aus dem Wege gehe.“

„Dein Vorsatz ist lobenswerth.“

„Um meine frühere gute Laune wiederzufinden, werde ich zu meinem Bruder zurückkehren.“

„Das ist — wenn nicht anders möglich — freilich das Klügste, was Du thun kannst. Was ich gefürchtet, trifft ein, indessen besser jetzt als später.“

„Gnädige Frau“, ergriff Marquard das Wort, „Sie werden Keinem von uns zürnen, wenn wir, um

uns gegenseitig anzugehören, auf alle jene glänzenden Lebensgüter verzichten, die Ihre Güte uns in Aussicht gestellt."

„Ich besäße wohl das Recht, Ihnen und Albin zu grollen; denn man knüpft heute keine Verbindung, um sie morgen wieder zu lösen; allein es widerstrebt meinem Charakter, dem zu zürnen, den ich einmal geliebt. So sei denn das Band zwischen uns gelöst, nehmen Sie Ihren Bruder in's Himmels Namen mit sich heim, mir bleibt das Bewußtsein, Ihr und sein Bestes gewollt zu haben. Man kann Niemanden zwingen, glücklich zu sein. Doch bevor Sie mich verlassen, will ich Ihnen und Albin die wahren Motive enthüllen, die mich zu dem, was ich that, veranlaßt haben. Ihre Mutter war einst meine treue Dienerin, wenn ich nach ihrer Verheirathung mit Depaul mit ihr auch nicht mehr verkehrte, so erkühlte meine Theilnahme für sie doch niemals und daher kam es, daß ich in den Besitz eines Geheimnisses gelangte, welches unseren Albin nahe angeht."

Die Brüder horchten bei der jähen Wendung, welche die Taktik der Marchesa machte, hoch auf, diese fuhr fort:

„Ich weiß nämlich, daß Albin weder das Kind Margaritha's, noch des Ambrosius Depaul, sondern daß er der Sohn des Grafen Alexander von Bonneval ist, und eben deshalb, weil ich dies weiß, weil ich die wirkliche Mutter Albin's meine einzige, meine innigste Freundin nannte, gedachte ich ihrem Sohne eine Stellung, würdig seiner Abstammung, zu verschaffen; meine Absicht wird zurückgewiesen, ich werde den Schmerz darüber zu ertragen wissen!"

Jetzt trat der Vortheil des Grafen von Dolabella, von der Marchesa nicht gekannt zu sein, in sein glänzendes Recht.

Dieser Vortheil kam in seinen Folgen auch Marquard zu Gute.

Die Aeußerung der Dame bot ihm nicht bloß die Gewähr, daß der Graf die Wahrheit gesprochen, sondern er erkannte auch daraus die unaussprechliche Hinterlist der Marchesa, welche in diesem Momente ein altes Geheimniß zu ihrem Vortheile auszubeuten Miene machte.

Welche mächtige Wirkung hätte die plötzliche Enthüllung erzielt, wären die jungen Leute nicht schon ohnedem in das Geheimniß eingeweiht gewesen!

Marquard, innerlich empört über die gränzenlose Heuchelei, besaß doch Beherrschung genug, einen Ausbruch seiner Entrüstung zurückzuhalten, und begnügte sich zu bemerken:

„Ihre Enthüllung, gnädige Frau, ist überraschend und ich kann nur staunen, daß Sie damit bis zum jetzigen Momente gezögert; sollte das etwa absichtlich gekommen sein, um sich derselben im entscheidenden Momente als Scheidewand zwischen zwei brüderlichen Herzen zu bedienen?"

Hätte Marquard die entsetzliche Blässe auf dem verstümmelten Antlitze Siona's von Olonne sehen können, er würde zurückgebebt sein; — die Rachsucht ist nie entsetzlicher, als wenn sie sich verrathen sieht und in Gefahr ist, ihr Opfer sich entschlüpfen zu sehen.

Wie eine Furie sich aufrichtend, fragte sie den Jüngling: „Albin, Sohn des Grafen Alexander von Bonneval, willst Du hier bleiben, oder Marquard Depaul folgen?"

„Ich gehe mit meinem Bruder!" antwortete der junge Mensch mit entschiedenem Trotze.

In demselben Momente ertönte die Hausglocke

und änglich kreischende Frauenstimmen riefen: „Feuer, Feuer!“

Marquard, Albin und die Marchesa eilten hinaus und fanden den Corridor mit Rauch erfüllt.

„Wo brennt es?“ fragte die Dame des Hauses mit erheuchelter Bestürzung.

„Hier, in dieser Kammer“, antwortete eine von den zwecklos umherrennenden Mägden.

Marquard, arglos wie alle ehrlichen Menschen, eilte ohne sich zu bedenken dahin, drang in das Gelaß, kaum aber hatte er dessen Boden betreten, als dieser unter Klirren und Rasseln unter seinen Füßen wich und er mit einem Schrei in die Tiefe versank.

Albin war ihm gefolgt, doch als auch er Miene machte, das Gelaß zu betreten, riß ihn die Marchesa an sich und rief ihm zu: „Bleib', verblendetes Kind, Du gehörst mir an; wisse, ich bin Deine Mutter!“

Der Jüngling stieß einen Schmerzensschrei aus und sank vor den Füßen der Dame zu Boden.

Fünftes Kapitel.

Was sich in jener Nacht im Waldhause der Marchesa weiter ereignet.

Die zärtliche Mutter hatte sich plötzlich in eine zürnende umgewandelt, die schleichende Schlange fing an sich zu bäumen.

Nachdem die Marchesa ihre heuchlerisch gütlichen Mittel erschöpft hatte, griff sie zur Gewalt. Marquard wurde in ein Verließ versenkt und dem Jünglinge schleuderte sie die Lüge zu, daß sie seine Mutter sei. Als solche besaß sie die Macht, ihm zu befehlen, ihn zu strafen, als solche hoffte sie, ihn an sich zu ketten und zu erreichen, was ihr unter der Maske der Wohlthäterin nicht gelungen war.

Albin war theils vor Schreck, als er den Bruder vor sich versinken sah, theils erschüttert vor der neuen Enthüllung, daß die böse Frau, die „Mörderin", wie Marquard sie genannt hatte, seine Mutter sei, vor der Marchesa zu Boden gesunken.

Die Dame richtete ihn auf und leitete ihn in sein Gemach, wo er wieder sein volles Bewußtsein

erlangte. Mit diesem erreichte er aber auch die Thatkräftigkeit, Elasticität und Geistesfrische, die ihn vor andern jungen Menschen seines Alters so vortheilhaft auszeichneten.

Wenn die Marchesa durch die Vorstellung, sie sei seine Mutter, gewisse Saiten in seinem Herzen in Schwingung zu bringen hoffte, so irrte sie sich, sie wußte eben nicht, daß sie durchschaut sei; hätte sie nur eine Ahnung besessen, daß sie von dem Grafen Dolabella und von Marquard als Siona von Olonne erkannt sei, daß sie von dem Jünglinge, den sie als angebliche Mutter zu beherrschen gedachte, als Mörderin verachtet werde, sie würde sicherlich ein anderes Verfahren gewählt haben.

Albin hatte sich kaum emporgerichtet, so gedachte er vor Allem des Bruders. Er sah Marquard versinken, sah, wie er hinterlistig in eine Falle gelockt wurde, um hier den bösen Anschlägen einer Frau preisgegeben zu sein.

Zorn und Erbitterung bemeisterten sich des Jünglings und schon in den ersten Worten an die Marchesa ließ er diesen Gefühlen freien Lauf.

„Gnädige Frau“, sagte er in jener trotzig ener-

gischen Weise, die dem Sohne des Grafen von Bonneval angeerbt war, „Sie haben meinem Bruder Gewalt angethan, wo ist er, was ist mit ihm geschehen?“

Die Marchesa erwiderte ernst und zurechtweisend: „Ich habe Dir entdeckt, daß ich Deine Mutter bin, und befehle Dir, mich als solche anzusprechen.“

„Ich weiß es nicht, ob Sie wirklich meine Mutter sind?“ —

„Du wagst es doch nicht, die Wahrheit meiner Worte zu bezweifeln? —“

„Ich werde erst daran glauben, wenn mein Vater sie bestätigt.“

Ein Dolchstich würde der Dame nicht minder schmerzlich gewesen sein, wie drei Silben dieser Aeußerung.

Die Worte: „Mein Vater“ aus Albin's Munde, dem Grafen von Bonneval ihrem Todfeinde geltend, erfüllten sie mit Schmerz und Grimm.

„Dein Vater?“ rief sie mit wuthzitternder Stimme. „Ehe Du an ihn denkst, ist es an Dir, die Liebe der Mutter zu erwerben.“

„Gnädige Frau, als noch der Wahn, Sie seien

meine Wohlthäterin, mich blendete, liebte und verehrte ich Sie; jetzt kann ich es nicht, selbst wenn ich wüßte, daß Sie wirklich meine Mutter sind."

„Du kannst mich nicht lieben? wohlan, so sollst Du mich fürchten!"

„Fürchten? Nie! Ich fürchte keinen Mann, viel weniger eine Frau. Mein Leib ist schwach, Sie können ihm Zwang anthun, meinen Willen werden Sie niemals beugen! Was ich nicht mag, thu' ich nicht, und wenn alle Foltern der Erde mich peinigten und zerfleischten. Versuchen Sie es, gnädige Frau . . ."

„Nenne mich Mutter, Albin . . ."

„Nie, nie, so wahr der Graf von Bonneval mein Vater ist!"

Die Marchesa stieß einen Wuthschrei aus und sprang auf den Jüngling zu. —

Albin stand bewegungslos da, sah sie an, ohne daß nur eine Fiber seines Antlitzes zuckte.

Die Dame bezwang sich, ihr Fuß blieb am Boden wurzeln, der drohend erhobene Arm sank.

„Wozu ließ ich mich hinreißen?" murmelte sie, „Du bist doch nur ein Kind!"

Ein Zug voll bitteren Hohnes umspielte Albin's Lippen."

„Sonderbar", antwortete er, „als Sie mir nur eine Wohlthäterin waren, galt ich Ihnen als ein Mann, seitdem Sie meine Mutter wurden, bin ich nur ein Kind, in der Regel werden aus Kindern Männer, ich muß eine Ausnahme bilden, denn ich war früher Mann und bin jetzt erst Kind geworden. Doch wir verschwenden Worte, ich habe nach meinem Bruder gefragt und komme wieder auf ihn zurück."

Die Marchesa besann sich.

„Er ist nicht nur äußerlich das verjüngte Ebenbild seines Vaters", sprach sie bei sich, „sondern er gleicht ihm auch im Charakter. Wenn ich fortfahre, mich streng zu zeigen, erbittere ich ihn noch mehr und ich hätte einen fortdauernden Kampf mit ihm zu bestehen. Da mein Plan es erheischt, mit ihm die weite Reise nach Konstantinopel zurückzulegen, und eine Ueberwachung auf der Reise schwieriger ist, so muß ich ihn zu begütigen suchen, damit er mir keinen offenen Widerstand entgegensetze."

Dieser Erwägung zu folge sagte sie begütigend und so sanft, als es ihr in dieser Stimmung mög-

lich war: „Hör' mich, Albin, Du bist heute in aufgeregter Stimmung, diese verleitete Dich zur Ungerechtigkeit und zum falschen Urtheil. Begib Dich zur Ruhe, die Nacht über wird Dein Blut sich kühlen."

„Ich kann nicht ruhen, bevor ich Marquard's Schicksal kenne."

„Ich gebe Dir die Versicherung, daß er sich zwar in meiner Gewalt befindet, daß aber sein Leben nicht gefährdet ist. Ich beabsichtige nichts, als ihn zu verhindern, daß er wieder seinen Einfluß auf Dich geltend mache."

„Das heißt, Sie wollen ihn gefangen halten; ich aber will, daß er frei werde, sogleich frei werde! . . ."

„Ereifere Dich nicht, Albin. In Deinem Alter, in Deiner Lage befiehlt man nicht, sondern man gehorcht."

„Gnädige Frau, ich weiß nicht, was Sie mit mir beabsichtigen." —

„Ich will Dich zwingen, glücklich zu werden." —

„Ich glaube nicht daran, das Glück läßt sich, wie die Freude Niemandem aufzwingen; ist es aber Ihr ernster Wille, mich glücklich zu sehen, dann vereinigen Sie mich mit meinem Bruder und lassen Sie uns schlicht und einfach leben, wie bisher."

„Ich wiederhole Dir, begib Dich zur Ruhe, wir wollen morgen weiter sprechen.“

„Und Marquard?“

„Sei unbesorgt, ihm ist kein Leid widerfahren, folge mir und Du sollst Dich davon überzeugen.“

„Die Marchesa ergriff die Kerze und begab sich mit dem Jüngling in jene Kammer mit dem schwankenden Boden, wo Marquard bei seiner ersten Anwesenheit in diesem Hause das Verhör zu bestehen hatte und wo er vor einer halben Stunde in die Tiefe verschwunden war.“

„In dem Gelasse angelangt, befahl sie Albin, ein kleines viereckiges Thürchen, welches in dem beweglichen Boden angebracht war, zu öffnen und durch die sich ergebende Oeffnung hinabzuschauen.

Der Blondkopf kniete nieder und that, wie die Dame ihm befahl.

Ein paar Klaftern unter sich gewahrte er einen von Kerzenlicht erhellten Raum.

„Siehst Du Deinen Bruder?“

„Nein!“

„Ein Beweis, daß er sich in einem zwar unter-

irdischen, aber geräumigen Gemache befindet. Ruf' seinen Namen."

„Marquard!" rief Albin hinab.

Der Waidmann erschien im Gesichtskreise des Jünglings, schaute zu ihm empor und rief ebenfalls dessen Namen.

„Genug!" sagte die Marchesa gebieterisch, drückte Albin von der Oeffnung hinweg, schloß das Thürchen und führte den jungen Menschen mit sich hinaus.

Als man wieder in dem früheren Gemache anlangte, sagte die Dame zu dem Jünglinge mit liebreicher Stimme, welcher man jedoch den Zwang anhörte: „Die Ereignisse des Abends haben Dich aufgeregt, mein Sohn, Du würdest in diesem Zustande eine unruhige Nacht zubringen, nimm ein Glas frischen Wassers zu Dir." —

Albin nahm das dargereichte Krystallglas und trank.

Kurz darauf fühlte er die betäubende Wirkung genossenen Schlaftrunkes und glitt zu den Füßen der Dame auf den Boden nieder.

Die Marchesa umfaßte ihn nun mit beiden Armen und trug ihn mit der Gier eines wilden Thieres,

welches seinen Raub fortschleppt, aus dem Gemache und aus dem Hause.

Nach ungefähr einer Stunde kehrte sie allein zurück, sie hatte das schlafende Opfer, welches sie in ihrem Hause nicht mehr sicher glaubte, draußen im Walde verborgen.

„Vierundzwanzig Stunden", dachte sie, „ist er mir sicher, ehe er erwacht, befinde ich mich mit ihm auf dem Wege nach Konstantinopel, eine Ahnung sagt mir, daß ich von Dolabella, dem Verbündeten Marquard's, das Aeußerste zu besorgen habe. Indessen geschehe, was da wolle, ich lasse mich eher tödten, ehe ich den Ort verrathe, wo ich den Jüngling verborgen."

Die Marchesa wollte sich eben zur Ruhe begegen, als die Glocke im Corridor heftig gezogen wurde, ein Zeichen, daß draußen Jemand Einlaß begehre.

Nach einer kurzen Weile erschien eine sorgfältig verhüllte Frauengestalt, es war das Fräulein Editha von Falk.

. . . .

. . . .

Marquard's Geliebte war von Susanna Biegler,

der Zofe der Marchesa, eingelassen und über den Hof begleitet worden.

Das Dienstmädchen, welches, wie wir schon einmal bei Gelegenheit des von dem Rekruten Bergmann ausgesendeten Boten bemerkten, keineswegs eine Jüngerin der pythagoräischen Schule war, erblickte die Jungfrau kaum, als es ihr auch schon zulispelte: „Um Gott, Fräulein, es gehen schlimme Dinge vor, die beiden Depauls sind hier, wir mußten falschen Feuerlärm machen, um den Aelteren in die Verhörkammer zu locken, jetzt ist er gefangen, die gnädige Frau von Zorn erfüllt, wie ich sie noch nie gesehen."

Editha erschrak bei dieser Mittheilung, doch besaß sie Geistesgegenwart genug, der Zofe zuzulispeln: „Still, die Marchesa darf nicht erfahren, daß ich von der Anwesenheit der Brüder unterrichtet bin; erwarte mich, wenn ich den Heimweg antrete."

Obwohl das Fräulein sonst keine Eerläuterung oder Aufklärung erhielt, so genügte ihr das Vernommene in Verbindung mit ihrer letzten Unterhaltung mit Marquard, wo er sie um ihren Einfluß bei der Marchesa zur Freigebung Albin's ersuchte, sie die Ursache des Conflictes vermuthen zu lassen.

Sie bekämpfte jedoch die Erregung ihres Innern, verbarg glücklich die äußeren Anzeichen und erschien mit einer Miene, welche ihrem eigenen Anliegen, das sie hieher führte, entsprach.

Aus ihrer Unterhaltung mit der Marchesa wird der Leser jenes sogleich kennen lernen.

Editha traf die Dame in ihrem Gemache allein und wurde, wie sich's leicht denken läßt, erzwungen freundlich empfangen; heute kam ihr der Besuch höchst ungelegen.

„Was führt Sie so unerwartet zu mir, liebes Kind?"

„Mein Unglück, gnädige Frau."

„Sie erschrecken mich, was ist Ihnen begegnet?"

„Mein Vater hat mir heute verkündet, daß er mich nach Wien führen wird, um mich dort unter die Obhut der Tante zu stellen." —

„Das ist jene böse Frau, von welcher Sie mir erzählten. Was kann ich in der Sache thun? Ich kenne weder Ihren Vater, noch Ihre Tante."

„Gnädige Frau, ich hoffte bei Ihnen Schutz zu finden."

„Ich bedauere, Ihnen, was Sie wünschen, nicht

bieten zu können; ich bin gezwungen, morgen Abends oder spätestens übermorgen früh eine weite Reise anzutreten, von wo ich sobald nicht zurückkehre. Ihr Ungemach überrascht mich, Sie haben sich lange nicht bei mir sehen lassen."

„Gegen meine Schuld. Der Vater hat meine nächtlichen Gänge bemerkt und überwachte mich sorgfältig. Von den Besuchen stammt mein Ungemach . . "

„Ei, mein liebes Kind", fiel ihr die Marchesa, ein wenig gereizt, in die Rede, „das soll doch nicht etwa ein Vorwurf sein? Sie wurden bei mir, ich weiß nicht mehr durch welche meiner jungen Freundinnen eingeführt. So viel ich weiß, hat Sie Niemand dazu beredet, Sie kamen freiwillig."

„Gnädige Frau mißdeuten meine Aeußerung; indessen, da Sie einmal davon sprechen, so dünkt mir eine Erinnerung am Platze. Meine Freundin, die mir das Geheimniß dieses Hauses anvertraute, erzählte mir, in Ihrem Plane läge es, einen Frauenbund zu stiften, dessen Mittelpunkt Sie bilden sollten und dessen Zweck kein anderer wäre, als im Verborgenen und Geheimen den Leidenden und Unglücklichen beizustehen. Anfänglich wurde wohl ein paar Mal

darüber verhandelt, dann hieß es, eine Jede von uns möge in ihrem Kreise wirken und der Zweck des Bundes trat in den Hintergrund."

„Wozu soll diese Erläuterung im jetzigen Momente dienen? Sie verlangen von mir Schutz gegenüber Ihrem Vater, welcher Art soll dieser Schutz sein? Was kann ich für Sie thun?"

„Ich hoffe bei Ihnen oder mindestens durch Ihre Fürsprache einen Zufluchtsort zu erhalten . . . "

Die Dame stellte sich, als sei sie geneigt, dem Wunsche des Fräuleins zu willfahren; da ihre nahe Abreise kein Vorwand, sondern eine in Wirklichkeit beschlossene Thatsache war, so zeigte sie sich, um Editha zu beschwichtigen, willfährig, dachte aber, niemals ihre Zusage zu erfüllen.

Die Unterhaltung dauerte noch eine geraume Weile, wobei die Marchesa es sorgfältig vermied, der Brüder Depaul zu erwähnen, welchem Beispiel das Fräulein getreu nachfolgte.

Der Augenblick der Trennung nahte heran und die Herrin des Hauses versprach dem Fräulein, in einigen Zeilen das Ergebniß ihrer Bemühung zu melden, worauf man schied.

Der kalte Abschied nach einem so lauen Empfange, Susanna's Mittheilung, Marquard's Anklage, Alles zusammen erschütterte Editha's Meinung von dem Charakter der Frau, deren Herzensgüte sie noch vor Kurzem dem Geliebten gegenüber so gerühmt hatte.

Die Zofe harrte ihrer, um sie bis zur äußeren Pforte zu begleiten, Editha ging mit ihr auch wirklich bis dahin; als sie jedoch dort anlangten, flüsterte sie: „Susanna, ich verlasse das Haus nicht, verbirg mich, wir müssen dem älteren Depaul beisteh'n."

Susanna zitterte und zögerte.

„Verbann' jede Furcht", ermunterte Editha das zagende Mädchen, „die Marchesa tritt im Laufe der nächsten Tage eine weite Reise an, sollte der Dienst, den Du mir leistest, Deine Stelle gefährden, so werde ich Dir ersetzen, was Du verlierst."

Auf diese Zusicherung hin entschloß sich Susanna, dem Fräulein zu willfahren.

Während Editha im Hofraume verborgen blieb, kehrte die Zofe geräuschvoll in das Haus zurück, machte sich in der Nähe der Marchesa zu schaffen und wartete, bis sie zur Ruhe sich begab.

Günstiger Weise geschah dies heute früher wie

gewöhnlich, worauf Susanna aus dem Hause zu Editha schlich, um zu vernehmen, in welcher Weise das Fräulein dem älteren Depaul beizustehen gedenke.

Marquard's Geliebte hatte bereits einen Entschluß gefaßt. Sie gedachte, mit Susanna's Hilfe den beweglichen Boden der Verhörkammer zur Rettung des Geliebten zu benutzen, indem sie ihn mittelst der Vorrichtung, welche ihn hinabgesenkt hatte, in die Höhe zog.

Eine Einwendung des Dienstmädchens zwang sie, diese Idee fallen zu lassen.

Die Marchesa verwahrte nicht nur den Schlüssel der erwähnten Kammer, sondern auch den des darin angebrachten Mechanismus.

„Wir müssen also an einen andern Weg denken", versetzte das Fräulein, „bist Du in der Lage, mir einen Rath zu geben?"

„Ach, du heilige Güte, wenn ich nur wüßte!" . . .

„Es frägt sich, wie wir zu Marquard gelangen?"

„Zum Keller besitze ich wohl den Schlüssel."

„Ich schöpfe neue Hoffnung; allein er ist durch eine neu aufgeführte Ziegelwand von dem unterirdischen Gemache getrennt."

„Enthält diese Wand keine Thür?"

„Nein.“

„Enthält das Gemach kein Fenster?“

„Meines Wissens nicht.“

„Dann müssen wir in die Wand eine Oeffnung zu brechen suchen, sie ist, wie Du sagst, neu, und wir werden keiner zu großen Anstrengung bedürfen. Hast Du eine spitze Gartenhaue und ein Beil zur Hand?“

„Ja!“

„Dann begeben wir uns ohne Verzug in den Keller.“

Susanna versah sich mit den verlangten Instrumenten und einer brennenden Lampe, worauf beide Mädchen in den Keller hinabschlichen.

Schon der erste Blick überzeugte Editha, daß das beabsichtigte Unternehmen mit keinen Schwierigkeiten verbunden sein werde, der Mörtel, welcher die Ziegel verband, war feucht, ein leises Klopfen an der Wand, von Marquard sogleich gehört und erwidert, bezeugte, daß die Mauer nur zwei Ziegel stark aufgeführt sei.

Die Jungfrau ergriff rasch das Beil und begann mit dessen Schärfe den Mörtel zwischen zwei Ziegeln

loszulösen. Nachdem ein Spalt gebildet war, legte sie die Spitze der Haue hinein, bediente sich des Stiels wie eines Hebels und brach den ersten Ziegel aus der Verbindung.

„Gott Lob!" lispelte sie, „das Schwierigste ist gethan, mit dem Uebrigen werden wir weniger Mühe haben."

„Es geht rascher, als ich mir's vorgestellt", meinte Susanna.

Das Fräulein klopfte mit den Fingerknöcheln leise in der durch den Ausfall des Ziegels hervorgebrachten Mauervertiefung, — die Antwort erfolgte augenblicklich, und der Ton verrieth, daß in der That nur zwei Ziegel die Dicke der Wand bildeten.

„Nun rasch die Arbeit fortgesetzt!" sagte das Fräulein.

„Ruhen Sie aus, ich will Sie ablösen."

Susanna ergriff die Haue und begann.

„Genug des Spiels!" rief jetzt, aus der Dunkelheit hervortretend, die zürnende Marchesa.

Die Zofe stieß einen Schreckensruf aus und ließ das Instrument fallen, Editha erzitterte leise; — in der erhobenen Rechten der Dame blinkte ein Dolch.

„Verlaßt den Keller!" heischte sie den Mädchen zu.

„Madame!“ —

„Verlaßt den Keller, sage ich, und stört die Ruhe meines Hauses nicht.“

Zu der Zofe gewendet: „Mit Dir werde ich morgen sprechen.“

Das Mädchen vollzog den Befehl.

Die Marchesa schloß die Thür hinter sich, befahl dem Fräulein das Haus zu verlassen, sperrte Susanna in ihre Kammer und übernahm es persönlich, hinter Editha die äußerste Pforte zu schließen.

Die Jungfrau befand sich allein, umgeben von Wald und Nacht.

Nicht die unheimliche Einsamkeit, nicht ihre eigene Lage war es, welche die Jungfrau zagen machten, alle ihre Gedanken beschäftigten sich einzig und allein mit Marquard, den sie bedroht glaubte, den sie der Gefahr, in der er sich befand, entreißen wollte.

Das Fräulein hatte oft genug allein und in der Nacht den Weg von dem Waldhause nach Mauerbach zurückgelegt und stand der Furcht fern; sie dachte daher auch nicht daran, nach Hause zu eilen, sondern ließ sich entfernt von der verfallenen Einfriedigungs-Mauer an einem Baumstamme nieder, um aus-

zuruhen und über die Möglichkeit, den Geliebten zu retten, nachzusinnen.

Inmitten dieses Brütens wurde sie durch das Geräusch von Schritten gestört. — Nach einer Weile bemerkte sie die Gestalt eines Mannes, der sich dem Gemäuer vorsichtig näherte, es zu erklimmen suchte und hinüberspähte.

Das geheimnißvolle Gebahren dieses Mannes ließ in dem Fräulein die Ansicht erwachen, daß auch er in einer der Marchesa feindlichen Absicht sich hier befinde. Wozu brauchte er sonst mit so großer Vorsicht nach dem Hause zu spähen, warum verlangte er nicht sogleich eingelassen zu werden?

Obgleich die Dunkelheit der Nacht sie hinderte, das Aeußere des Mannes zu erkennen, unterschied sie doch, daß er die Kleidung eines Jägers trage, was sie auf den irrigen Gedanken brachte, einen Kameraden Marquard's vor sich zu haben und ihr Muth und Zutrauen einflößte.

Sie erhob sich daher rasch vom Boden und eilte auf den Mann zu.

Der Jäger, durch das unerwartete Erscheinen einer

Dame auf's Höchste überrascht, blickte sie scharf an und sagte hierauf, ohne erst eine Anrede abzuwarten:

„Fräulein von Falk, ich bin erstaunt, Sie zu dieser Stunde hier zu treffen."

„Wie, mein Herr, Sie kennen mich?"

„Betrachten Sie mich genauer und auch Sie werden mich erkennen."

„In der That, wenn ich mich nicht täusche, so sind Sie? . . ."

„Der Rekrut Hans Bergmann!"

„Ah!"

„Ich steh' in Ihrer Schuld, Fräulein, ich weiß recht wohl, daß ich Ihnen meine Befreiung aus dem Mauerbacher Friedhofe verdanke."

„Ich habe wohl dazu beigetragen", versetzte Editha, „allein weder Ausführung noch Anregung sind mein Verdienst. Erstere bewerkstelligte mein Dienstmädchen, letztere ging von dem jungen Manne aus, dem Sie durch Ihre Heilkunst das Leben retteten."

„Marquard Depaul?" —

„Ihm, mein Herr, sind Sie vor Allem zu Dank verpflichtet."

„Sie betonen Ihre Rede, Fräulein, als wollten

Sie mir zu verstehen geben, es sei die Gelegenheit gekommen, mich eindringlich daran zu erinnern."

„In der That, Herr Bergmann, es ist auch so; Marquard Depaul ist in diesem Hause gefangen."

Der Graf von Dolabella sah das Fräulein von Falk überrascht an.

„Marquard gefangen?" fragte er. „Wenn Sie von seinem jüngeren Bruder Albin sprächen, würde ich es nicht bezweifeln."

„Es ist, mein Herr, wie ich sage. Die Marchesa Vendetta, die Herrin dieses Waldhauses, hält ihn in einem unterirdischen Gemache gefangen. Mein Versuch, ihn zu befreien, mißlang . . ."

„Mein Fräulein, Ihre Angabe lautet so bestimmt, daß ich Sie bitten muß, mir, was Sie wissen, umständlich zu erzählen. Ich bin um Marquard's Willen hier, er und ich verfolgen Einen Zweck; wenn die Marchesa ihn mit Gewalt zurückhält, so geschieht dies nur deshalb, weil er von ihr seinen jüngeren Bruder zurückforderte, und meine Pflicht gebeut, ihn und Albin aus der Gewalt dieser Dame zu befreien."

Editha leistete der Aufforderung Bergmann's Folge

und theilte ihm ausführlich mit, was sie heute im Waldhause erlebt hatte.

Der Graf hörte ihr aufmerksam zu. Als sie zu Ende kam, sagte er: „Ihr Vorgehen beweist mir, daß Sie den Charakter der Marchesa nicht kennen, daß Sie sich in ihr getäuscht haben, wie Marquard und Albin, wie überhaupt Alle, welche den Kern nur nach der gleißnerisch versüßten Schale beurtheilten. Die Gefahr ist größer, als Sie wähnen, wir haben keine Zeit zu verlieren; sollen die beiden Brüder gerettet werden, so muß es noch heute Nachts geschehen, denn ich bezweifle die Angabe der Marchesa nicht, daß sie abzureisen gedenkt."

„Wenn die Gefahr wirklich so groß ist, dann, mein Herr, flehe ich Sie an, beeilen Sie sich, ich will Ihnen beistehen."

„Es bedarf Ihres Wunsches nicht, Fräulein, Pflicht und Interesse befehlen mir dasselbe. Die Marchesa hat die heuchlerische Maske abgeworfen und den Weg der Gewalt betreten; wir werden ihr dahin nachfolgen. Ich kenne unsere Gegnerin, habe dies erwartet und mich darauf vorbereitet."

Nach diesen Worten klatschte der Graf drei Male

in die Hände, hinter einem Baumstamme hervor erschien und näherte sich ein zweiter Mann.

Es war der Mader Sepp!

Zwischen diesem und dem Grafen entspann sich nun folgendes Gespräch, welches dem Fräulein, obwohl den Worten nach vollkommen verständlich, im Ganzen jedoch räthselhaft blieb.

„Innerhalb dieser verfallenen Mauer", begann Dolabella, „liegt ein Haus." —

„Ich weiß es", antwortete der Schiffer.

„Dieses Haus ist die Höhle, in welcher sich der Schatz befindet."

„In diesem Hause?"

„So ist's. In der Geschichte, welche ich Dir erzählte, vergaß ich eines Umstandes zu erwähnen ..."

„Nämlich?" —

„Daß der Schatz, den der Geist dem Fischer wies, von einem Ungeheuer gehütet wurde ..."

„Und dieses Ungeheuer ...?"

„Mußte erst beseitigt werden."

„Das heißt mit andern Worten, ich muß mir erst erobern ..."

„Das heißt, daß die gebratenen Tauben Nieman-

dem in den Mund fliegen, und bis jetzt habt Ihr mit Ausnahme dessen, daß Ihr ein paar Stricke auseinanderschnittet, noch nichts gethan, womit Ihr den Schatz verdient hättet."

„Teufel, Ihr pfeift jetzt ganz anders, wie heute Morgens!"

„Ich pfeife, wie man eben mit Leuten Eures Gelichters pfeifen muß. Ich bin ein mächtiger Geist, Ihr habt mich befreit, dafür sollt Ihr belohnt werden, dieser Wald ist mein Reich, hier bin ich der Stärkere, der Herr! Ihr werdet mir also gehorchen und glücklich werden. Wollt Ihr das?"

„Ja, das will ich."

„Gut denn, so höret mich an. Vorerst, Mader, Sepp, sagt mir, glaubt Ihr an eine Vorsehung?"

Keine Frage der Welt hätte den Schiffer in ein so ungeheures Staunen zu setzen vermocht, wie die, ob er an eine Vorsehung glaube?

Er maß den Jäger von Oben bis Unten mit dem Ausdrucke im Antlitze: „Bist Du noch derselbe wie früher, oder bist Du verrückt geworden?"

Da er unter diesem Eindrucke zu antworten vergaß, wiederholte der Graf seine Frage, worauf der

Schiffer versetzte: „Ich denke, Ihr solltet mich eher nach etwas Anderem fragen.“

„Wonach, zum Beispiel?“

„Ob ich noch an die Redlichkeit gewisser Leute glaube?“

„Und darauf würdet Ihr mir antworten? . . .“

„Nein!“

„Weil Ihr ein blöder, kurzsichtiger Thor seid.“

„Mir däucht gar, es beliebt Euch zu schimpfen?“

„Mein Geld wird später Alles von Euch waschen. Ich frage Euch nun zum dritten Male, glaubt Ihr an eine Vorsehung?“

„Wozu soll diese Frage dienen?“

„Wenn Ihr zufällig ein Ungläubiger wäret, würde Euere Lage vielleicht geeignet sein, Euch zu bekehren.“

„Meine Lage? Wie so?“

„Ihr habt an dem Baron von Falk treulos gehandelt, die Vorsehung hat es nun gefügt, daß Ihr diesem Fräulein, der Tochter des Barons, einen wichtigen Dienst erweisen, somit dem Kinde wieder vergüten müßt, was Ihr an dem Vater verschuldet.“

Mader brummte ein „Hm, hm, hm!" und wiegte bedächtig und sich verwundernd den Kopf.

Dolabella fuhr fort: „Ihr seid ferner dem Hintersdorfer Jäger wortbrüchig geworden, die Vorsehung hat es nun gewollt, daß der junge Mann in diesem Waldhause gefangen gehalten wird, und daß Ihr mit Hand anlegen werdet, ihn zu befreien."

„Eher soll der Teufel mich in tausend Stücke zerreißen," fuhr Mader eifrig und roh auf, „ehe ich dem grünbefiederten Zaunvogel einen solchen Dienst erweise!"

„Ereifert Euch nicht", wendete der Graf gelassen ein, „der Teufel zerreißt die Braten nicht, die seine Tafel schmücken, ich, der Graf von Dolabella, sage Euch, dem Schiffer Josef Mader, Ihr werdet Marquard Depaul befreien helfen, Ihr werdet Alles befolgen, was ich anordne, wo nicht, so sollt Ihr zerrissen und zerstückelt werden, aber nicht vom Teufel, sondern vom Meister Hämmerling in Wien."

Dem Schiffer schauderte.

Worte und Ton waren gleich eindringlich und drohend, er fühlte sich schon im Geiste auf der Folter gereckt und gestreckt und sah sich bereits auf's Rad

geflochten den schwarzgrauen Luftbewohnern zur Ätzung vorgesetzt.

Das Wort „Graf" verfehlte seine Wirkung nicht, Mader bemühte sich zwar, daran nicht zu glauben, allein die Hoheit des vermeintlichen Rekruten imponirte ihm in so hohem Maße, daß er unwillkürlich seinen Hut zog und zerknirscht dastand.

„Erinnert Euch alles dessen", fuhr Dolabella fort, „was ich seit achtzehn Stunden gesagt und gethan habe, und Ihr werdet finden, daß meine Behauptungen zutrafen, meine Vorsätze gelangen; hofft also nicht, meinen Willen an dem Eurigen scheitern zu sehen. Gehorcht, und der Lohn soll nicht ausbleiben!"

„Was befehlen Sie, daß ich thue?" fragte Mader kleinlaut und demüthig.

„So lieb' ich es, das ist die Manier, die mir behagt, da, nehmt diese Dukaten, Sie mögen Euch als Vorgeschmack des Leckermahls dienen, welches Euch erwartet, wenn unser Vorhaben gelingt. Wir wollen nun gemeinschaftlich mit dem Fräulein von Falk berathen, in welcher Weise wir das Ungeheuer in dieser Höhle am zweckmäßigsten angreifen, um

Marquard Depaul zu befreien und den gehüteten Schatz zu heben."

Es versteht sich von selbst, daß der Schiffer von nun an keine Einwendung mehr machte, sondern die Berathung mit dem ganzen Aufwande seiner Verschmitztheit — Geist dürfen wir nicht sagen — unterstützte.

Was in diesem Rathe beschlossen wurde, wird der Leser den Ereignissen entnehmen, die im nächsten Kapitel erzählt werden sollen.

Sechstes Kapitel.

Der Fischer und der Geist unternehmen einen Angriff auf die Hüterin des Schatzes.

„Nicht Jeder, der die Augen geschlossen hat, schläft."

Dieser Volksspruch gilt nicht nur vom Menschen, sondern auch in einem gewissen Sinne von den Wohnungen der Menschen.

Wer in der Nacht Häuser und Hütten von

Außen betrachtet und die Fenster — die Augen derselben — geschlossen und finster sieht, wird sich oft täuschen, wenn er Schlaf und Ruhe drinnen eingekehrt glaubt.

Wie viel Sorge, Kummer und Unruhe, wie viel Bosheit, Tücke und Sünde, wie viel Laster und Verbrechen arbeiten oft in einem solchen äußerlich schlummernden Hause!

Auch im Waldhause der Marchesa Vendetta war dies der Fall.

Während Editha draußen im Walde weilte, während der Scenen zwischen ihr und dem Grafen von Dolabella einer-, und dem letzteren und dem Schiffer andererseits herrschte drinnen keineswegs jene nächtliche Ruhe, die zu beherbergen das Haus äußerlich sich den Anschein gab.

Die Herrin des Hauses, nachdem sie das Fräulein von Falk bis zur äußersten Pforte begleitet und diese hinter ihr geschlossen hatte, begab sich zurück in ihr Gemach.

Sie gewahrte mit Schrecken die Zahl ihrer Gegner wachsen.

Marquard war zwar für den Moment unschäd-

lich gemacht, dagegen versah sie sich von Seite des Grafen von Dolabella und Editha's nichts Guten.

Mit der Letzteren im Einverständnisse befand sich Susanna, eine Dienerin, auf deren Treue die Dame bisher gezählt hatte.

Wie gesagt, die Wahrnehmung, wie rasch die Zahl ihrer Gegner sich mehrte, erfüllte sie mit Unruhe und der lebhaftesten Besorgniß.

Eine halbe Stunde lang ging sie mit sich zu Rathe, dann faßte sie ihren Entschluß.

In ihrem finstern Plane lag es, mit Albin nach der Türkei abzureisen und dort ihr Rachewerk zu vollführen.

Es lag außerhalb der Möglichkeit, diese Reise unverzüglich anzutreten, doch bedurfte sie nur noch einer Frist von achtundvierzig Stunden, um ihre Angelegenheiten zu ordnen.

Vor Marquard war sie während dieser Zeit sicher, den Grafen von Dolabella glaubte sie draußen mit dem zwecklosen Aufsuchen Marquard's beschäftigt; wenn es ihr also gelang, auch das Fräulein von Falk unschädlich zu machen, so war sie für die kurze

Dauer ihrer Anwesenheit vor jedem Angriffe von Außen sicher.

Um nun Letzteres zu bewerkstelligen, berief sie eine zweite Dienerin zu sich.

„Getrauest Du Dich sogleich und allein den Weg nach Mauerbach zu machen?"

„Wenn Sie es wünschen, gnädige Frau."

„Ich wünsche es nicht nur, sondern ich will Dich dafür auch gut belohnen. Du wirst also so schnell als Du vermagst nach Mauerbach eilen. Dort angelangt, verfügst Du Dich unverzüglich nach dem Edelhofe, verlangst dringend mit dem Baron von Falk, dem Vater Editha's, zu sprechen und übergibst ihm, jedoch nur persönlich, ein Billet, welches ich sogleich schreiben werde."

Das Mädchen versprach, den Auftrag pünktlich zu besorgen.

Das Billet enthielt eine dringende Einladung an den Baron von Seite der Marchesa, sich von der Ueberbringerin sogleich nach dem ehemaligen Jagdhause im Passauer Walde bringen zu lassen, wo ihm wichtige Enthüllungen, das Fräulein Editha betreffend, zu Theil werden sollten.

Die Absicht, welche die Dame mit diesem Schritte verband, braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden, sie wollte einfach die Tochter durch den Vater unschädlich machen lassen, indem sie durch Wahrheit und Lüge deren Benehmen verdächtigte.

Das Dienstmädchen erhielt also das Billet und eilte davon.

Da Editha zu dieser Zeit draußen im Walde sich noch allein befand und ihren Ruhepunkt — wie bereits erwähnt — entfernt von der Einfriedungsmauer gewählt hatte, überdies mit ihren Plänen und Gedanken eifrigst beschäftigt war, so konnte sie die Botin der Marchesa nicht bemerken.

Nach Absendung des Dienstmädchens schien es im Busen der Dame ein wenig ruhiger zu werden.

Ein paar Stunden verflossen, die Marchesa lag noch immer schlaflos da, als die Hausglocke ertönte.

Die Marchesa, in der Meinung, das nach Mauerbach gesandte Dienstmädchen sei mit dem Baron Falk schon zurückgekehrt, erhob sich rasch vom Lager und befahl der Zofe, nach dem Namen des Einlaß Begehrenden zu forschen.

Diese entfernte sich und kehrte mit dem Be-

scheide zurück, es sei ein fremder Mann draußen, er verlange die „Frau Gräfin" zu sprechen und komme geraden Weges von „Kufstein."

Der Titel „Frau Gräfin" und der Ortsname „Kufstein" wirkten auf die verschleierte Dame wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Diese drei Worte schleuderten sie mit einem Male zurück in ihre frühere Bahn, rissen den Schleier von ihrem Antlitze, machten die entsetzliche Selbstverstümmlung verschwinden und pochten eine Scheintodte aus dem Grabe.

Es muß hier noch einmal erwähnt werden, daß die Marchesa von dem Zusammenhange zwischen Dolabella und dem Grafen von Bonneval keine Ahnung besaß, daher sie sich auch des Schlimmsten nicht versah, daher sie auch an eine List im jetzigen Momente nicht denken konnte.

Die erwähnte Angabe des Fremden erschien ihr um so zweifelloser, je unerwarteter sie kam, je dichter das Geheimniß war, mit dem sie sich bisher umhüllt hatte.

Ihr Schreck, ihre Angst waren so groß, daß sie nicht erst überlegte und erwog, sondern den Fremden

unter den gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln einzuführen befahl.

Für den Leser braucht kaum erwähnt zu werden, daß dieser kein Anderer war, als der Mader Sepp.

Als die Zofe mit dem Schiffer in den Corridor trat, dessen Pforte sie hinter sich versperrte, öffnete sie eine Thür zur Rechten und bat ihn, in diesem Gemache die Ankunft der Dame zu erwarten.

Mader stellte sich, als höre er schlecht, und ging an der offenen Thüre vorüber; er war vor der gefährlichen Einrichtung dieses Gemaches gewarnt und hütete sich, es zu betreten.

„Heda, guter Freund!"

„Was beliebt, Jungfer?"

„Ihr sollt die gnädige Frau in diesem Gemache erwarten."

„Ihr besitzt keine Lebensart, Jungfer, es ziemt sich nicht, zu verlangen, daß die Frau Gräfin zu mir komme, sondern ich will mich zu ihr begeben."

„Mein Befehl lautet anders."

„Ihr habt die Weisung schlecht verstanden."

„Sie war klar und deutlich."

„Ich wiederhole Euch, Ihr habt sie schlecht verstanden.“

Dieser Wortwechsel veranlaßte die Dame, welche drinnen an der Thüre ihres Gemaches horchte, herauszutreten.

Mader hatte sie kaum erblickt, als er auch schon ungeschlacht und rauh ausrief: „Ich hab's ja gleich gesagt, daß sie die Herrin schlecht verstanden hat. Guten Abend, oder vielmehr guten frühen Morgen, Frau Gräfin! ich bin der Mader Sepp und komme geraden Weges von Kufstein, ich habe mit Ihnen zu sprechen unter vier, unter sechs, acht oder zwanzig Augen, wie es Ihnen beliebt, ich für meinen Theil scheue keine Zeugen.“

Der Schiffer konnte zwar nicht sehen, was hinter dem Schleier vorging, aber ihm war es, als funkelten zwei Dolchspitzen aus dem schwarzen Gewebe.

Die Sicherheit, oder vielmehr die Unverschämtheit, mit welcher der Mann auftrat, schüchterte die Dame noch mehr ein, sie zog sich zurück in ihr Gemach und winkte dem Manne einzutreten, was dieser auch that.

Obwohl draußen der Morgen schon zu grauen

begann, brannte im Gemache doch wegen der vollkommen geblendeten Fenster eine Lampe auf dem Tische, neben derselben stand ein kleines Kästchen, eine Art Cassette von schwarz polirtem Elfenbein.

Die Marchesa ließ sich, sichtbar ergriffen, in einen Armsessel am Tische nieder und sagte kurz:

„Ihr wünscht mit mir zu sprechen, redet!"

„Frau Gräfin", begann Mader, „Sie kennen mich nicht?"

„Ich entsinne mich nicht, Euch je gesehen zu haben."

„Ich begreife das, auch ich habe Sie niemals gesehen."

„Und Ihr kamt doch, mich aufzusuchen?"

„Meine Verwandten bewogen mich dazu."

„Euere Verwandten? Wer sind die Leute?"

„Es sind Leute, welche Ihnen in der Stunde der Gefahr beistanden."

Die Dame beobachtete trotz des Schleiers den Mann auf's Schärfste und erwiderte:

„Mein lieber Freund, ich habe in meinem Leben schon so viele Stunden der Gefahr überstanden, daß ich nicht weiß . . ."

„O bitte, Frau Gräfin, sobald ich sage, ich komme von Kufstein, kann doch nur von jener Gefahr die Rede sein, die Sie dort überstanden, als Sie — nun Sie können sich's schon denken, was ich meine."

„Wie kann ich Euere Gedanken errathen?"

„Das ist wohl nicht schwer, da Sie in Kufstein —"

„Sprecht nur weiter, mein lieber Mann." —

Mader ärgerte sich über die ihm höchst unwillkommene Zurückhaltung und rief unwirsch und roh:

„Zum Teufel, Frau Gräfin, Sie werden doch wissen, daß Sie beinahe zehn Jahre lang in Kufstein eingesperrt waren, daß Sie von dort entflohen sind, daß Ihnen dabei gewisse Personen behilflich waren, jene Personen sind nun meine Verwandten!"

Die Gräfin wiegte ruhig und zufrieden das Haupt und entgegnete:

„Ob ich das weiß oder nicht, bleibe einstweilen unentschieden, wichtiger ist die Beantwortung der Frage: ob Ihr Euere Verwandten kennt?"

„Ich werde doch meine Verwandten kennen!"

„Dann sagt mir: wer sind jene Personen, die mir bei meiner angeblichen Flucht behilflich gewesen sein sollen?"

Der Schiffer wurde verwirrt.

Diese Frage konnte nicht einmal sein Lehrmeister, welcher ihm die zu spielende Rolle einstudirt hatte, beantworten, viel weniger er als Schüler.

Bisher genügten die allgemeinen Angaben, insoweit sie dem Grafen von Dolabella, theils durch Mittheilung, theils durch Combination, bekannt waren; jetzt, wo Details begehrt wurden, stand der Mader an der Gränze seines Wissens; daher seine Verwirrung.

Indessen ganz überwunden gab sich der Schiffer noch nicht, er begann zu laviren.

Statt die an ihn gerichtete Frage zu beantworten, sagte er: „Wie es scheint, mißtrauen Sie mir?"

„So lange ich nicht weiß, was Ihr von mir wollt . . ."

„Zum Henker, was soll ich denn bei Ihnen sonst wollen, als eine Unterstützung!"

Der Oberleib der Marchesa richtete sich empor — Mader hatte sich verrathen.

Die Dame sagte langsam und mit Nachdruck: „Wenn ein Mann Eures Gleichen zu einer Dame meines Gleichen um eine Unterstützung zu bitten kommt, so bedient er sich, selbst in dem Falle, wenn er ein

Anrecht auf Dankbarkeit besäße, nicht der Sprache, wie Ihr sie im Munde führt. Ich sage Euch, Eure Angabe ist falsch, Ihr seid einer anderen Ursache wegen gekommen, Ihr seid ein Schurke!" —

Bei diesen Worten streckte sie die Hand nach dem Kästchen aus. —

Der Schiffer, behende wie ein Tiger, der auf seine Beute losstürzt, mit dem ausgebildeten Instincte eines Bösewichtes ahnend, was die Gegnerin vorhabe, sprang herbei und schleuderte das Kästchen vom Tische hinweg auf die entgegengesetzte Seite des Gemaches.

Im Fluge öffnete sich der Deckel des kleinen Behältnisses und zwei Terzerole fielen auf den Boden.

Ehe die Dame sich's versah, hatte Mader sich auch schon der niedlichen Waffen bemächtigt und sagte, sie nach allen Seiten betrachtend: „Teufel, die Dinger sehen zwar klein aus, allein sie genügen doch, Einem die Seele aus dem Leibe zu blasen! Frau Gräfin haben mich einen Schurken geheißen, und doch bin ich, wie Sie sich überzeugen können, ohne Waffen zu Ihnen gekommen; daß ich sie jetzt besitze, ist nicht meine Schuld. In diesem Gemache ist's

seit ein paar Minuten schwül geworden, draußen muß ohnedem schon der Morgen angebrochen sein; Sie erlauben, daß ich die Fenster öffne."

Und eines der Terzerole auf die Dame gerichtet, ging er, ohne das Auge von ihr zu wenden, nach rückwärts, öffnete mit der freien Hand die eisernen Fensterbalken, zerschmetterte mit der Faust die Fensterscheiben und schrie hinaus mit kräftiger Stimme: „Holla, hoh, das Ungeheuer ist festgenagelt, der Schatz kann gehoben werden!"

Die Marchesa blieb wie festgewurzelt in ihrem Stuhle sitzen, in ihrem Gehirne jagte ein Gedanke den anderen, der rettende war noch nicht gezeugt.

Nach kurzer Pause hörte man es an der Pforte des Corridors stürmen, die Zofe kam bestürzt in's Gemach und rief: Um Gott, gnädige Frau, man begehrt Einlaß, was soll ich thun?"

„Befehlen Sie ihr, zu öffnen!" sagte Mader, und die Marchesa murmelte: „Oeffne!"

Gleich darauf traten Editha und der Graf von Dolabella in das Gemach.

Mader, als er die Verbündeten sah, sagte mit einer Art Hohn zu dem Grafen:

„Nun, mächtiger Geist, hat der Fischer seine Sache gut gemacht?“

„Vortrefflich“, lautete die Antwort, „der Lohn wird nicht ausbleiben.“

Zu Editha gewendet:

„Wie Sie sehen, Fräulein, ist keine Gefahr mehr zu besorgen, Sie können sich daher der angenehmen Pflicht, Marquard Depaul zu befreien, ungehindert unterziehen. Die Frau Marchesa wird die Gewogenheit haben, Ihnen anzugeben, wo der Schlüssel zu dessen Gefängniß sich befindet.

Marchesa Vendetta willfahrte dem Begehren und sagte mit trotzig düsterem Tone, nachdem das Fräulein sich entfernt hatte:

„Herr Graf, Sie gefallen sich darin, Comödie zu spielen.“

„Was Sie eine Comödie nennen, Frau Marchesa, dürfte eher zu einem Drama sich heranbilden.“

„Was berechtigt Sie, mein Herr, sich in Angelegenheiten zu mischen, die Ihnen fremd sind? . . .“

„Um dies zu behaupten, müßten Sie mich kennen, was aber nicht der Fall ist. Sie nennen sich Marchesa Vendetta, Name und Stand sind falsch; ich nenne

mich der Graf von Dolabella, und auch dieser Name ist nicht der meinige. Ich stehe vor Ihnen, das Antlitz frei und ohne Maske, und Sie kennen mich nicht; Sie haben, seit ich mit Ihnen verkehre, den Schleier nie abgelegt, ich sah niemals Ihr Antlitz und weiß doch, wer Sie sind und kenne Ihre Vergangenheit."

Die Marchesa fand die Angabe des Grafen nicht unwahrscheinlich, allein was sie vernahm, erschien ihr um so räthselhafter, da sie sich keines Vorfalles ihrer ganzen Lebensgeschichte entsann, mit welchem sie die Person dieses Mannes hätte in Verbindung bringen können.

Wer war dieser Graf von Dolabella, woher kannte er sie und wie war sein wirklicher Name?

Da sie für keine dieser Fragen eine Antwort fand, so gab sie sich den Anschein, als ob sie auf die Vortheile, welche der Graf ihr gegenüber besaß, keinen Werth lege, begann jedoch die Saiten milder zu stimmen, indem sie als Frau an den Mann von Stand appellirte.

„Wie auch Ihr Name lauten möge", sagte sie mit Würde, „so zweifle ich doch nimmer daran, daß

Sie Cavalier sind, und wenn Sie mich wirklich kennen, muß auch mein Stand Ihnen kein Geheimniß sein; ich habe somit ein Recht, von Ihnen zu verlangen, daß Sie mit der Dame von Stand in einer Weise verkehren, die unserer Stellung entspricht."

Der Graf erwiderte:

„Ich bedauere die feindliche Haltung, welche ich Ihnen gegenüber zu behaupten gezwungen bin. Die kostbare Waffe in der Hand dieses Mannes, seine drohende Haltung lassen über das Vorgefallene keinen Zweifel übrig; ich befinde mich daher in der unangenehmen Lage, der Frau und der Gräfin kein Zugeständniß machen zu können, bis unser Zweck nicht erreicht ist."

„Sie sind also entschlossen, die Gewalt fortzusetzen?"

„Ich bediene mich bloß Ihrer Waffen."

Die Marchesa beugte das Haupt, ob trotzig oder in Gedanken versunken, war wegen des Schleiers nicht zu entscheiden.

Die momentane Stille wurde durch den Eintritt Marquard's und Editha's unterbrochen.

In den Augen der jungen Leute leuchtete der Wiederschein jenes beseligenden Gefühls, welches ihre

Herzen erfüllte und im Momente des Wiederfindens überströmt war.

Ein Blick der Marchesa belehrte sie über das zarte Verhältniß, dessen Bestand sie durch Editha's Unternehmung bereits zu ahnen begonnen.

Diese Entdeckung oder vielmehr die Vergewisserung einer früheren Wahrnehmung machte eine Idee in ihrem Kopfe aufblitzen, eine Idee, an die sie sich klammerte, wie ein Ertrinkender an einem schwimmenden Balken.

Noch gab sie ihr Spiel nicht verloren, trotz der Gefahr, in der sie schwebte, trotz der Uebermacht, von welcher sie bedroht wurde.

Vier Personen standen jetzt der Marchesa gegenüber, drei Männer und ein Mädchen, und sie blieb ruhig sitzen inmitten des aufbrausenden Sturmes.

„Frau Gräfin", begann jetzt Dolabella gebieterisch und entschlossen, „der junge Mann, den Sie hinterlistiger Weise in die Falle gelockt, ist befreit, geben Sie nun den Jüngling heraus, dessentwillen er hierher kam!"

Die Marchesa antwortete nicht.

„Sie weigern sich doch nicht, dem gerechten Verlangen zu willfahren?"

Die Dame blieb stumm.

„Sie werden uns zwingen, das Haus zu durchsuchen.“

Auf diese Drohung ertönte hinter dem Schleier hervor ein Lachen, welches selbst den rauhen Schiffer mit Schauder erfüllte.

Dieses Lachen war so ausdrucksvoll, so markirt, so voll Galle und vernichtenden Hohnes, daß Marquard in den Schreckensruf ausbrach: „Allmächtiger, sie hat ihn ermordet!“

„Noch nicht“, murmelte die Dame grade so laut, daß die Uebrigen es hören konnten und mußten.

Die fürchterliche Drohung, welche in den zwei kurzen Silben lag, machte Editha, Marquard und Dolabella erzittern.

Der Letztere brauste auf: „Weh' Ihnen, Madame, wenn Sie an Albin's Haupte nur Ein Haar gekümmt haben!“

Nun richtete die Marchesa sich empor, streckte den Arm drohend gegen die Waldseite des Gemaches und rief: „Weh' Albin, wenn Ihr die Gewalt gegen mich nicht aufgebt, wenn Ihr nur Ein Haar an meinem Haupte krümmt!“

„Geben Sie den Jüngling heraus und es soll Ihnen kein Leid widerfahren!"

„Das eben ist es", versetzte die Dame mit tückischer Hartnäckigkeit, „was ich nicht will und nicht werde."

„Wo befindet er sich?"

„Suchet ihn, Ihr werdet ihn nicht finden. Im Hause, das schwör' ich Euch bei meiner Rache, im Hause weilt er nicht. Ich habe ihn sicheren Händen anvertraut, wenn ich binnen sechs Stunden ihn zu holen nicht komme, dann stirbt er. Ihr wißt nun Alles; thut, was Euch beliebt."

Und ihr Haupt wieder nach abwärts beugend, versank sie abermals in ihre frühere resignirende Ruhe, in eine fast apathische Bewegungslosigkeit.

„Frau Marchesa, Sie scheinen gesonnen, nicht mehr antworten zu wollen?"

Die Angeredete blieb stumm.

„Gedenken Sie im Trotze zu beharren?"

Fortdauernde Stille.

„Ich will's versuchen, Sie aus Ihrem Schweigen zu reißen", sagte jetzt Dolabella mit dem Tone eines Menschen, der sich anschickt, einen vergifteten Pfeil nach dem Herzen des Gegners zu senden.

Die Dame schien ihn nicht zu hören.

Der Graf begann:

„Madame, Sie scheinen auf unsere Galanterie, auf die natürliche Großmuth wirklicher Kraft, auf die Langmuth edler Gegner zu bauen; dies Alles hat eine Grenze und wir stehen bereits an derselben. Vernehmen Sie, daß wir, im Falle Sie auf Ihrer Weigerung, Albin herauszugeben, beharren, keine Schonung walten lassen werden, aus dem Grunde, weil wir Sie und Ihre Absichten kennen. Gräfin Siona von Olonne, Sie ließen einst ihre Liebhaber ermorden, Sie dungen Banditen gegen den Grafen Alexander von Bonneval und da Ihr Anschlag mißlang, da die Anklage des Generals Sie nach Kufstein brachte, wollen Sie an dem Vater sich im Kinde rächen. Ich aber sage Ihnen, Gräfin, daß ich Alles auf's Spiel setzen muß, um Ihnen Albin zu entreißen; mein Auftrag lautet, entweder das Opfer zu befreien, oder die Schlange, die es vergiftet, auszuliefern, das werde ich, so wahr auch ich des Grafen von Bonneval Sohn bin!"

Bei dieser Enthüllung schnellte die Dame, wie durch eine mechanische Kraft geworfen, vom Sitze

empor, stieß einen Wuthschrei aus und warf sich auf den Grafen.

Dolabella, im Begriffe, sie von sich fern zu halten, erfaßte, ohne es zu wollen, ihren Schleier, und da die Gräfin gleichzeitig eine jähe Bewegung nach rückwärts machte, riß er das Gewebe von ihrem Antlitze.

Dies Alles war das Werk einer Secunde.

Beim Anblicke ihres zerfleischten, fürchterlich verstümmelten Antlitzes stießen die Anwesenden wie aus Einem Munde einen Ruf des Entsetzens aus.

Die Marchesa aber grinste sie an und kreischte: „Ihr wollt meinen Willen beugen? Dieses selbst verstümmelte Antlitz möge bezeugen, wie stark er, wie glühend meine Rache ist!“

Zu Dolabella gewendet: „Zehn lange Jahre habe ich täglich den Fluch über das Haupt Ihres Vaters herabgebetet, zehn lange Jahre habe ich die Rache in meinem Busen genährt, habe Gefahren getrotzt und um den Preis dieser Rache mich der ewigen Verdammniß verkauft, und nun, da ich dem Ziele so nahe bin, das, was ich will, ganz zu gelingen verspricht, nun sollte ich abstehen davon, sollte aufgeben, was ich mit so glühender Gier verfolgt? Nimmer-

mehr! Alle Qualen der Hölle, alle Pein des Leibes über mich, wenn ich meine Rache nicht sättige! Hört mich, ihr Heiligen des Himmels, ihr Mächte der Unterwelt, ich schwör' es zum tausendsten Male!"

Selbst Mader entsetzte sich bei diesem Gebahren des wüthenden Weibes, bei dieser wilden Leidenschaft, die alles Menschliche abgestreift und den Charakter des Dämonischen angenommen hatte.

Die Marchesa, nachdem sie ihr Antlitz wieder verschleiert, ließ sich erschöpft in den Sitz nieder und sah mit dem Anscheine von Ruhe und Gleichgiltigkeit den Entschlüssen ihrer Feinde entgegen.

Noch waren diese nicht gefaßt, als eine neue Person auf dem Schauplatze erschien. Es war der von der Marchesa durch ihre Dienerin von Mauerbach nach dem Waldhause beschiedene Freiherr von Falk.

. . . .

Der Allen, mit Ausnahme der Herrin des Hauses, unerwartete Eintritt des Barons verfehlte nicht, sämmtliche Gegner der Gorgone in Schrecken zu versetzen.

Editha, die sich wieder heimlich vom Edelhofe

entfernt hate, sah nun die Strenge des Vaters unausweichlich über sich hereinbrechen.

Marquard zitterte für die Geliebte.

Der Graf von Dolabella, in dem der Baron den desertirten Rekruten Hans Bergmann erkennen mußte, glaubte mit dessen Erscheinen neue Gefahren besorgen zu müssen.

Mader endlich sah den Herrn und Gebieter vor sich, dem er treulos geworden war und dessen Rache er befürchtete.

Eben so groß wie der Schreck der Genannten war aber auch das Erstaunen des Herrn von Falk, hier vier bekannte Personen beisammen zu treffen, doch traten die drei Männer bald in den Hintergrund; denn beim Anblicke seiner Tochter erwachte der Zorn in ihm, und wenn dieser nicht augenblicklich losbrach, so war dies das alleinige Verdienst jenes Gefühls von Anstand und Sitte, welches dem Cavalier inne wohnte und ihn gegenüber einer Dame von Stand, die ihn zu sich eingeladen, zur Mäßigung zwang.

Durch die Brust der Marchesa, der Einzigen unter den Anwesenden, welche auf diese Erscheinung vorbereitet war, zog ein Freudenstrahl, — ein Lächeln

des bittersten Hohnes, zu ihrem Bedauern durch den Schleier gedeckt, umspielte ihre Lippen, sie weidete sich entzückt an dem Effect, welchen des Barons Anwesenheit erzielte, und war damit um so zufriedener, als sie — ihr freilich räthselhaft — seine Universalität erkannte.

Herr von Falk grüßte ehrerbietig die Dame des Hauses und sagte: „Gnädige Frau, ich muß Sie um Vergebung bitten, daß ich, obwohl unbekannt, zu so ungewöhnlicher Stunde in Ihrem Hause erscheine. Ich bin der Baron von Falk aus Mauerbach und das Fräulein vor Ihnen ist meine Tochter, die ich zu meinem Staunen in ziemlich zahlreicher Gesellschaft hier antreffe.

Hierauf erwiderte die Marchesa: „Obgleich ich nicht weiß, was mir die Ehre Ihres Besuches verschaft, Herr Baron, heiße ich Sie doch in meiner Wohnung willkommen."

Die Marchesa betonte den ersten Theil ihrer Rede, um dem Baron den einzunehmenden Standpunkt anzudeuten, da es in ihrem Interesse lag, dessen Besuch in den Augen ihrer Feinde als einen nicht durch sie veranlaßten erscheinen zu lassen.

Im Grunde war dies überflüssig, Herr von Falk fand es schicklich, die unbekannte Dame aus eigenem Antriebe zu schonen.

Editha, von dem Wunsche beseelt, den erzürnten Vater in Etwas zu versöhnen, näherte sich ihm mit der Miene und der Haltung einer Bittenden; Herr von Falk machte eine abwehrende Pantomime und sagte: „Zurück! Du hast meine Langmuth erschöpft, die Tante in Wien wird die Leichtfertigkeit zu zügeln wissen, die Dich Anstand und Sitte bei Seite setzen ließ.“

Und zu Marquard gekehrt, fuhr er fort: „Und nun Ein Wort zu Ihnen, mein Herr!“

Der junge Waidmann richtete sich auf, blickte den Baron finster an und lauschte stumm dem verheißenen „Einem Worte“ entgegen.

Herr von Falk, ohne sich um die Miene des Hintersdorfer Jägers zu kümmern, fuhr fort: „Der heutige Morgen bestätigt mir meinen älteren Verdacht. Mein Diener hat sich nicht geirrt; daß Sie nicht schon damals, Sie wissen die Nacht, welche ich meine, mir in die Hände geriethen, verdanken Sie dem alten Wachtmeister; hier schützt Sie die Anwesenheit dieser

Dame und das Gastrecht eines mir fremden Hauses; wenn wir uns noch einmal treffen, wird mir die Gelegenheit zu einer eindrücklicheren Mahnung günstiger sein. Sie haben dieses junge Mädchen bethört; entsagen Sie freiwillig Ihren Absichten und zwingen Sie mich nicht, die Ehre meines Hauses in einer Ihnen wenig erfreulichen Weise zu vertheidigen."

Marquard, mit großer Mäßigung an sich haltend, ließ Editha's Vater zu Ende sprechen und erwiderte dann ernst mit männlicher Entschlossenheit:

„Herr Baron, ich habe Fräulein Editha nicht bethört, sondern mich ihr in Ehrfurcht genähert. Wenn das Herz Ihrer Tochter mir freundlich und liebevoll entgegenkam, so war dies ein Ergebniß übereinstimmender Gefühle, die uns beseelten und noch beseelen. Meine Absichten sind, der Himmel weiß es, die redlichsten, sie freiwillig aufgeben, hieße sich selbst verläugnen, sein Glück mit eigenen Füßen von sich stoßen, und dazu kann kein Mensch gezwungen werden. Sie als Vater haben die Macht, Ihr Kind unglücklich zu machen . . ."

Der Baron fiel ihm in's Wort.

„Genug der Reden!" sagte er unwirsch. „Ich werde

thun, was mein Stand mir gebietet. Ich will mein Kind lieber unglücklich sehen, wie ehrlos."

„Ehrlos!" schrie Marquard auf, „Herr Baron, nehmen Sie das Wort zurück!"

„Sie wagen es, mir zu drohen?"

„Mann gegen Mann, nehmen Sie das Wort zurück!"

„Marquard, ich flehe Sie an, mäßigen Sie sich", bat Editha.

„Fräulein Editha, ich bekenne hier offen meine heiße Liebe zu Ihnen, auch Sie haben mir gestanden, daß ich Ihnen werth und theuer bin; ich aber wäre Ihrer Liebe unwürdig, ließe ich einen Schimpf auf mir ruhen und käme er selbst von Ihrem Vater!"

Zu Herrn von Falk gewendet: „Herr Baron, nehmen Sie Ihr Wort zurück?"

Der Freiherr erwiderte: „Mich schreckt die Drohung eines gemeinen Jägers nicht . . ."

Marquard riß sein Jagdmesser aus der Scheide und rief: „Nehmen Sie diese Waffe, vertheidigen Sie sich gegen meine unbewehrte Faust!"

Da er auf den Baron losgestürzt war, so eilten Editha und Dolabella hinzu, die Streitenden zu trennen. Die Scene erregte das allseitige Interesse derartig,

daß sie die Aufmerksamkeit von der Hauptperson ablenkte.

Als Marquard und Herr von Falk getrennt waren, stieß Graf Dolabella plötzlich einen Schrei aus. — Marchesa Vendetta war verschwunden.

„Um Gott", rief der Graf, „ihr nach, schnell, ihr nach! Alles steht auf dem Spiele, oder ist vielleicht schon verloren!"

Dolabella und Mader stürzten aus dem Gemache.

Marquard, von dem unerwarteten Zwischenfalle zur Besinnung gebracht, sagte hastig zu dem Baron: „Die Genugthuung ein anderes Mal. Wäre ich der Ehrlose, für den Sie mich halten, der Verrath des Geheimnisses in der hohlen Buche im Halterthale hätte den Verbündeten Rakoczy's in lebenslängliche Kerkernacht geworfen."

Nun stieß der Baron einen Ruf des Entsetzens aus; Marquard, nachdem er der Geliebten krampfhaft die Hand gedrückt, stürzte aus dem Gemache.

Editha glaubte zu träumen, doch war's ein böser, beängstigender Traum.

. . . .

Die drei Männer durchsuchten das Jagdhaus, die Marchesa war nirgends zu finden.

Sie durchstreiften stundenlang den Wald ohne besseren Erfolg.

Die Schlange wußte ihnen im entscheidenden Momente zu entschlüpfen.

Marquard war trostlos, Dolabella in Verzweiflung.

Was unternehmen, was beginnen?

Die Männer theilten sich.

Marquard und Mader sollten die Umgegend des Passauer Waldes durchsuchen, der Graf dagegen nach Wien eilen und seine Vertrauten zu gleichem Zwecke in der Residenz in Bewegung setzen. Für die nächste Nacht wurde eine Zusammenkunft, Behufs gegenseitiger Mittheilung, bei der Klause im Halterthale verabredet.

Die Nachforschungen während des Tages blieben nicht ohne Erfolg.

In Wien gelangte man zur Kenntniß, daß Marchesa Vendetta ihre Papiere schon einige Tage vorher nach Venedig hatte instradiren lassen und daß sie um die zehnte Vormittagsstunde mit Extrapost, mit ihrem kranken Sohne, einem Jünglinge, abgereist war.

So trostlos diese Kunde einerseits war, so gewährte sie andererseits dem Grafen und Marquard doch einige Beruhigung.

„Daß von einem Charakter, wie der der Gräfin Siona von Olonne, Alles zu befürchten ist", sagte Dolabella, „steht außer Zweifel. Indessen ist es ebenfalls gewiß, daß sie vor der Hand mit Albin nichts Böses beabsichtigt; denn hätte sie es auf einen Mord des Jünglings abgesehen, sie würde sich nicht die Mühe und die Gefahr aufgebürdet haben, ihn zu entführen. Ihre Reise nach Venedig und ihr Lebenszweck, der darin besteht, an dem Grafen von Bonneval sich zu rächen, setzen außer Zweifel, daß sie nach der Türkei sich zu begeben die Absicht hat, erst dort wird, nach meiner Ansicht, die Gefahr für Albin beginnen. Da sie bereits jetzt einen Vorsprung von zwölf Stunden besitzt, so schmeichle ich mir nicht, sie einholen zu können, wohl aber wird es mir möglich sein, ihrer Spur zu folgen und auf diese Weise ihr auf der Ferse zu bleiben. Wenn Sie mich begleiten wollen" — wendete er sich an Marquard — „so verbürge ich Ihnen bei dem Grafen von Bonneval nicht nur die beste Aufnahme, sondern auch die Ein-

haltung des Ihnen bereits gegebenen Versprechens. Der Graf ist ein Cavalier und Ihren Eltern zu sehr verpflichtet, um nicht ein Vergnügen daran zu finden, Ihr Lebensglück mit allem seinen Einflusse und seiner Macht zu fördern."

„Was Euch betrifft" — kehrte sich hierauf Dolabella zu dem Schiffer — „so entschädige ich Euere Mühe mit der Summe von hundert Dukaten, ich denke, Ihr habt keine Ursache, mit dem mächtigen Geist unzufrieden zu sein, indessen, wenn Ihr es außerdem vorzieht, mit mir nach der Türkei zu reisen — und Euere in Wien gefährdete Sicherheit rathet dazu — so bin ich erbötig, Euch mitzunehmen und für Euch zu sorgen."

Mader nahm, wie es sich von selbst versteht, das Gold in Empfang, wies jedoch die Uebersiedlung nach der Türkei zurück.

Marquard versprach, den Grafen zu begleiten, doch erst, wenn er über das Schicksal Editha's beruhigt sein würde.

Dolabella erwiderte, daß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge einige Stunden früher oder später abzureisen nicht von Bedeutung sei, Marquard möge

daher nach Mauerbach eilen, jedoch so bald als möglich zurückkehren.

Nach dieser Verabredung trennte man sich.

. . . .

. . . .

Der Baron von Falk hatte sich vom Waldhause mit Editha heim begeben.

Die Jungfrau klagte nicht, vergoß keine Thräne, sondern setzte der Härte des Vaters stummen Trotz entgegen.

Dieser vermied ebenfalls jede Erörterung, er war mit seinem Plane im Reinen, sein Entschluß stand fest.

Im Verlaufe des Vormittags trat jedoch ein Ereigniß ein, welches den Bau, den er bezüglich Editha's Zukunft entworfen, völlig erschütterte.

Mader's Anwesenheit bei der Marchesa hatte dem Baron lebhafte Besorgniß eingeflößt; wie kam der Schiffer, der sich bereits fern von Wien auf der Fahrt donauabwärts befinden sollte, hieher?

Herr von Falk beruhigte sich indessen, indem er an seinen Diener Peter dachte, dem er unbegränztes Vertrauen schenkte.

„Wenn dem Boote irgend eine Widerwärtigkeit oder

gar ein Unglück begegnet wäre", dachte er, „so würde Peter nicht gesäumt haben, ihn davon in Kenntniß setzen zu lassen."

Wie erschrak nun der Baron, als man im Laufe des Vormittages seinen Vertrauten, verwundet, auf einem Wagen daher brachte!

Die Mittheilungen, die ihm aus Peter's Munde wurden, ließen zu dem Schrecken auch noch die Angst sich gesellen.

Das Geheimniß mit den falschen Thron-Insignien war verrathen, Mader, Marquard und der Rekrut Bergmann, die er im Jagdhause im Passauer Walde beisammen traf, waren die Mitwisser desselben, sein Einverständniß mit Rakoczy lag nun unwiderlegbar am Tage und dem Verrathe standen Thür und Thor offen.

Peter, derselben Ansicht wie sein Gebieter, wurde auch von dem nämlichen Gefühle beseelt, die Gefahr bedrohte den Einen wie den Andern, ihr gemeinsames Interesse forderte einen gemeinsamen Entschluß.

Dieser wurde auch nach kurzer Berathung gefaßt.

Da man von den Gegnern, besonders von dem beleidigten Jäger keine Schonung erwartete und im

Falle einer Anzeige das Aergste zu gewärtigen hatte, so blieb nichts übrig, als die Flucht aus dem Lande, unter den Schutz desjenigen, dessen Pläne man bisher so thätig gefördert hatte, das Ziel der Flucht war daher vorläufig Widdin, wo Fürst Rakoczy sich aufhielt.

Editha, die nach dem früheren Entschlusse zur Tante in Wien gebracht werden sollte, erhielt die neue Bestimmung, den Vater begleiten zu müssen. Der Baron glaubte, sie damit der Nähe Marquard's zu entrücken, durch die Entfernung von ihm und die Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe das Andenken an den jungen Mann aus ihrem Herzen zu verwischen.

Diese Entschlüsse waren kaum gefaßt, als man auch schon zu deren Durchführung schritt und zwar mit einer Hast, wie die Größe der drohenden Gefahr sie rechtfertigte.

Als daher Marquard in Mauerbach anlangte, ward ihm bereits die Kunde, der Baron, das Fräulein und der kranke Peter seien plötzlich abgereist.

Der junge Waidmann eilte nach dem Edelhofe und fand dort Veronika, welcher man in der Eile, was man nicht mitnehmen konnte, anvertraut hatte.

Von ihr erfuhr er unter dem Siegel der Ver-

schwiegenheit, daß die Reise mit unglaublicher Eile angeordnet und angetreten, weit über Ungarn hinausgehe; das Ziel derselben hatte man zwar dem Dienstmädchen nicht anvertraut, allein Marquard war in der Lage, es zu errathen.

„Der Baron", dachte er, „ist aus Furcht, angegeben zu werden, entflohen und wird vermuthlich am Hofe des Fürsten Rakoczy Zuflucht suchen. Da nun der Prätendent als Schützling und Werkzeug der Pforte in der Türkei weilt, so gelange ich in der Gesellschaft Dolabella's in die Nähe Editha's und der Einfluß des Grafen kann dazu beitragen, den höchsten Wunsch meines Lebens zu erfüllen. Nun zieht mich ein doppeltes Band nach dem fernen Osten — Albin und Editha, ich kann auf einem Wege zwei Wünsche erreichen, will daher nicht säumen, ihn zu betreten."

Marquard verließ Mauerbach, eilte zu dem Grafen von Dolabella und trat in dessen Gesellschaft die große Reise an, welche zum Zwecke hatte, der Spur der Marchesa Vendetta zu folgen und ihre Rachepläne zu hindern.

Siebentes Kapitel.

Der Feldzug gegen die Türken beginnt — der Leser findet alte Bekannte.

Die Scenerie unserer Erzählung ändert sich, die Personen des Dramas sind vom bisherigen Schauplatze nicht abgetreten, sondern von dem Sturme der Leidenschaften und der Macht der Verhältnisse hinweggetragen worden und erscheinen auf einem andren Schauplatze, wo gleichzeitig die Conflicte der Staaten entschieden werden.

Bald eben, bald bergig, bald rauh, bald glatt baut das Schicksal die Wege des Menschen, an diesen Wegen tauchen die Leidenschaften als verführerische Irrwische auf, verleiten den Wanderer und lassen ihn sich verirren trotz des Wegweisers Vernunft, der ihm die zu wandelnde Straße anzeigt.

So oft der Erzähler die Regel von der Einheit des Ortes verletzt, unterzieht er sich einem gefährlichen Wagnisse. Viele Leser verlassen ungern den gewohnten Schauplatz; die Phantasie, so gewaltig und blitzschnell

sie die Schwingung vollzieht, zeigt sich doch oft spröde und sträubt sich, mit der neuen Scenerie sich zu befreunden.

In solchen Fällen ist es immer das mehr oder minder geweckte Interesse, welches den Widerstand besiegt.

Wenn der Geist widerstrebt, führt das Herz die Entscheidung herbei.

Denn was ist das Interesse Anderes, als die Frucht des in Bewegung gesetzten Mechanismus des Herzens.

Das Interesse für gewisse Personen wird erzeugt durch gemeinsame Gefühle, je größer die Gemeinsamkeit, desto größer die Theilnahme, das Interesse.

In der Voraussetzung, daß es uns gelang, mit einer oder der anderen Person dieser Erzählung die Mehrzahl der Leser an uns zu fesseln, beginnen wir den neuen Abschnitt mit dem beruhigenden Bewußtsein, den Wechsel des Schauplatzes nicht muthwillig herbeigeführt zu haben, sondern dazu durch die Macht der Thatsachen gezwungen worden zu sein.

Bevor wir jedoch in die Details der Chronik, in die Schicksale der Personen neuerdings eingehen, sei es uns gestattet, den in der Erzählung eingetrete-

nen Ruhepunkt zur Darstellung jener geschichtlichen Ereignisse zu benutzen, welche den Rahmen unseres Gemäldes bilden.

. . . .

Räuberische Streifereien, von den Tartaren in der Krim in das russische Gebiet unternommen, mußten zum Vorwande des Krieges herhalten, mit dem die Czarin Anna Iwanowna den Sultan Mohammed V. überzog.

Die russische Politik hatte es damals eben auf die Eroberung der Krim abgesehen; daß sie gelang, weiß die ganze Welt.

Kaiser Karl VI. hatte zehn Jahre früher (1726) mit Rußland ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Türkei abgeschlossen, in Folge dieses Vertrages mußte Oesterreich bei einem Kriege des Aliirten mit der Pforte ein Hilfsheer von 30,000 Mann, darunter der dritte Theil Reiter, stellen.

Rußland begehrte nun die vertragsmäßige Hilfe und es wurde ihm mehr, als es verlangte, geboten.

Die Frage: ob man bloß die vertragsmäßige Hilfe zu leisten, oder lieber gleich den Türken mit

ganzer Macht mit Krieg überziehen solle? wurde zum Nachtheile einiger im kaiserlichen Rathe gewesenen Friedensfreunde entschieden, man schmeichelte sich mit der Eroberung Bosnien's, der Wallachei, u. s. w. Der Krieg mit ganzer Macht wurde entschieden zu einer Zeit, wo der Staatsschatz leer, die Quellen durch die Händel und den Krieg in Italien fast gänzlich erschöpft, die Armee schwach, unvollzählig und, was die Hauptsache ist, ohne Feldherrn dastand, dessen Geist, Kraft und Erfahrung ihr imponirt hätten.

Prinz Eugen war eben durch vierundzwanzig Marschälle des Reiches zu Grabe getragen worden, und Männer, wie er, ersetzen sich nicht so schnell, selbst am Himmel folgen außergewöhnliche Erscheinungen nicht unmittelbar hintereinander.

Der Krieg wurde also der Türkei erklärt, Graf Seckendorf erhielt den Oberbefehl und traf am 11. Juni 1737 in Belgrad ein.

Die Umstände, welche seine Ernennung begleiteten, die Hindernisse und die Feinde, mit denen er zu kämpfen hatte, kennt der Leser bereits aus dem Briefe des Grafen de la Tour an seinen Vater Osmann Pascha, ehemaligen Grafen von Bonneval.

Wie ebenfalls bekannt, sollte der Feldzug österreichischer Seits mit der Eroberung Widdin's beginnen.

Am 21. Juni erschien der Herzog Franz von Lothringen, Gemahl der Erzherzogin Maria Theresia, im Lager*) und zwar in der Eigenschaft eines Volontairs, dem Seckendorf die höchste Ehre einräumen mußte, jedoch ohne ihm zu gehorchen, dessen Wohl ihm an's Herz gebunden war, jedoch ohne ihm befehlen zu dürfen.

Ein eigenhändiges langes Schreiben des Kaisers enthielt geheime Weisungen an Seckendorf, welche das Verhältniß zwischen ihm und dem Herzoge ordnen und festsetzen sollten; die Stellung des kaiserlichen Eidams war jedenfalls eine exceptionelle, die Seckendorf's eine höchst schwierige.

Das kaiserliche Handschreiben verdiente wegen der höchst interessanten Details mitgetheilt zu werden,

*) Zwei uns vorliegende Quellen differiren in der Angabe des Datums. In der Lebensbeschreibung Seckendorf's findet sich der 21. Juni, in dem Buche: „Geheime Nachrichten von dem Kriege in Ungarn in denen Feldzügen von 1737, 1738 und 1739 u. s. w." wird der 27. Juni als Tag der herzoglichen Ankunft angegeben. Es wird auf diesen Widerspruch aufmerksam gemacht, weil er in beiden Büchern nicht vereinzelt dasteht.

dessen Umfang zwingt uns jedoch von diesem Wunsche abzustehen, und wir begnügen uns, bloß eine eigenhändige kurze Nachschrift wörtlich mitzutheilen, weil sie darthut, mit welcher Sorgfalt und Besorgniß dieser gütige Monarch nicht bloß für seinen Eidam, sondern überhaupt für die ganze Armee erfüllt war.

Diese Nachschrift lautet:

„Diesem und was in der Instruction von Meinem Hofkriegsrath enthalten, habe weiters noch beizurucken, und verlasse Mich auf Eueren Eifer und Punktualität, daß Ihr Alles genau befolgen werdet: Nur zwei Sachen, die mir dennoch viele gute Offiziers und Gemeine zu erhalten, fallen Mir noch bei, als, daß Ihr ernstlich befehlet, und mit Schärfe darauf haltet, daß alle Offiziers und Generals, keinen ausgenommen, im Feuer die Kürasse nehmen sollen, und dies als einen scharfen Befehl ernstlich beobachten: Anderes muß alle Meine Kavallerie ihre Casquets*) haben, welches bei diesem Feind höchst nöthig und, wo es nicht wäre, durch den Hofkriegsrath gleich beobachtet werden

*) Blechhauben, Sturmhauben.

soll, damit man sie ohne Verzug aus denen Zeughäusern nachschicken kann."

Der größte Theil des Monates Juni wurde verwendet, die Hauptarmee zu concentriren, dies geschah in den Linien Belgrad's unter Seckendorf, bei Ujpalanka unter dem Feldzeugmeister Schmettau und die Reiterei bei Palleß unter dem General Philippi.

Dieses Armeecorps war gegen Serbien, ein zweites unter dem Befehle des dreißigjährigen Prinzen von Hildburghausen gegen Bosnien und ein drittes unter General Wallis gegen die Wallachei bestimmt.

Die Armee Seckendorf's nahm sich auf dem Papiere prächtig aus, 80 Bataillone Fußvolk, 63 Grenadiercompagnien, 6 Husarenregimenter und 197 Schwadronen Kürassiere und Dragoner.

In Wirklichkeit aber war sie um mehr als den dritten Theil schwächer, weil die Compagnien und Schwadronen unvollzählich und weil ein Theil davon zu den Nebencorps detachirt war.

Die Donauflotille, ohne welche das Unternehmen gegen Widdin kaum gelingen konnte, war noch nicht ausgerüstet, statt 1000 Proviantwagen waren nur

231 vorhanden und auch diese mit alten untauglichen Pferden bespannt, statt 400 Brückenschiffen waren nur 154 da und die übrigen Brückenerfordernisse gar nicht. Kurz, die ganze Ausrüstung war eine so mangelhafte, daß schon im Voraus der glückliche Erfolg des Feldzuges in Frage stand.

Am 29. Juni setzte sich die Hauptarmee in drei Abtheilungen in Bewegung, um durch das österreichische Serbien auf Widdin zu rücken.

Nach diesen vorausgeschickten allgemeinen, oberflächlichen Andeutungen, die jedoch hinreichen, dem Leser ein Bild von der Situation im Großen und Ganzen zu bieten, beginnen wir wieder die Fäden aufzusuchen, welche aneinander gereiht und angeknüpft, nach und nach unsere Erzählung weiter fortweben und zu Ende führen sollen.

. . . .

Vor unseren Augen dehnt sich das Lager der kaiserlichen Reiterei nächst Kolar aus, wo die Armee am 1. Juli angelangt war.

Das durchschnittene Terrain gestattet nicht, es von einem Standpunct aus zu übersehen, indessen

ist selbst jener Theil, den man überblickt, bunt und interessant genug.

Das schlechte Wetter im Juni, welches die Eröffnung des Feldzuges verzögerte, hinterließ bei Mann und Pferd sichtbare Spuren.

Ein Lager im Freien nach längerem Regenwetter thut dem an militairischer Ordnung gewöhnten Auge weh', jedes Zelt scheint eine Hängstätte geworden, da Jedermann sich beeilt, die durchnäßte Montur und Wäsche, das feuchte Riemenzeug u. s. w. der wohlthätigen Wirkung der Sonnenstrahlen auszusetzen.

Die Bewegung im Lager ist unglaublich.

Ein Theil der Mannschaft füttert die Pferde ab, ein Theil bereitet an den Lagerfeuern die Menagen, ein Theil hat Fourage gefaßt, ein anderer ist mit der Reinigung der Montur beschäftigt, Officiere und Unterofficiere beaufsichtigen ihre Abtheilungen, Wachen ziehen auf und werden abgelöst, Ordonnanzen durchfliegen die Zeltgassen, hie und da wirbeln Trommeln, ertönen Trompeten, das Bild ist bunt, bewegt, geräuschvoll.

Wir halten an der Lagerstätte eines Regiments, eine bekannte Stimme dringt in unser Ohr:

„Corporal Iſerle!“

„Befehlen, Herr Wachtmeiſter!“

„Wie es ſcheint, habt Ihr ein neues Cantonnement bezogen?“

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Wachtmeiſter.“

„Ihr habt Euch vermuthlich zur Marketenderin delogirt, weil Ihr niemals in Euerem Zelte anzutreffen?“

Der lange Corporal tunkte mit dem Kopfe wie ein Pferd, wenn eine Bremſe, die es nicht abwehren kann, es am Halſe ſticht.

„Herr Wachtmeiſter! Corporal Iſerle negligirt ſeinen Dienſt nicht.“

„Das könnt ihr unſerem Oberſt weiß machen, aber nicht mir, dem Wachtmeiſter Schebeſta. Verſtanden?“

„Sehr wohl, Herr Wachtmeiſter!“

Die alte Kriegsgurgel wirbelte die Spitzen ſeines Schnurrbartes, zeigte ein wetterſchwangeres Antlitz und fuhr fort:

„Habt Ihr, wie befohlen, die Wäſche des Gemeinen Rupert viſitirt?“

„Ja, Herr Wachtmeiſter!“

„Der Befund?“

„Es mankiren ein Hemd, ein Schnäutztuch und eine Unterhose.“

„Das Donnerwetter soll der schiefgewachsenen Hundspfote zwischen die Nägel fahren!“

„Rupert behauptet, die fehlende Wäsche sei ihm von einem Gemeinen des Wiofsky'schen Freicorps gestohlen worden.“

„Und ich behaupte, der schofle, liederliche Lump hat seine Wäsche durch die Gurgel gejagt, ich wollte, daß das ärarische Hemd ihm sein Leben lang im Magen liegen bliebe sammt dem Schnäutztuch. Item, es ist wahr, daß die Panduren des Herrn Hauptmannes Wiofsky wie Raben stehlen und wie Räuber plündern, indessen habe ich noch nicht gehört, daß sie einem Kürassier vom Regimente Hohen-Ems etwas Anderes als höchstens Mundvorrath gestohlen hätten. Die armen Teufel haben viel Hunger, die Rationen sind ihnen zu klein und da sogar diese manches Mal sammt der Löhnung ausbleiben, so macht sich dieses wilde Volk kein Gewissen daraus, ordentliche kaiserliche Kriegsleute zu bemausen. Item, der Gemeine Rupert bleibt aber trotz dem Allen ein in-

sam liederliches Tuch, ich werde ihm das Sitzfleisch mit unverbrannter Asche einreiben lassen, daß er siebenundzwanzig Tage lang höchstens soll stehen oder auf dem Bauche liegen können."

„Was befehlen Herr Wachtmeister, daß ferner mit dem Rupert geschehe?"

„Ihr werdet der Marketenderin sagen, wenn sie sich unterfange, besagtem Subjekte noch einmal auf Puff einzuschenken, so laß ich sie in den Fiedel stecken und der Hauptmann wird beim Regiments=Commando antragen, daß sie zum Lager hinauskarbatscht werde. Das saget diesem Schmetterling in der Marketenderjacke!"

„Sehr wohl, Herr Wachtmeister!"

„Ihr könnt gehen."

Iserle machte rechts um.

„Lorenz Wiesel!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Die Menage fertig?"

„Noch nicht!"

„Ich wollte, Du bekämst zehn Jahre lang nichts Anderes zu essen als eingebrannte „Noch nicht."

„Herr Wachtmeister pardonniren."

„Ich pardonnire nichts.“ —

„Herr Wachtmeister, ich werde dienstlich bitten, transferirt zu werden.“

„Du sollst transferirt werden, aber nicht zu einer anderen kaiserlichen Truppe, sondern zu einem Höllen-Regiment, wo Lucifer General und Beelzebub Oberst ist! Und warum willst Du transferirt werden, Du Schaf ohne Wolle und mit doppelten Klauen?“

„Weil ich es bei Ihnen nicht mehr aushalte, es sei denn . . .“

„Nun, was denn?“

„Es sei denn, es würden die Geldtage abgeschafft. So oft ein Geldtag ist und der Herr Wachtmeister Ihre Löhnung bekommen, sind Sie jedes Mal zornig und wild wegen des Geld-Abzuges, welchen Herr Wachtmeister erleiden müssen, zum Schadenersatz für den in Mauerbach desertirten Rekruten Hans Bergmann und für das von ihm erstochene Pferd. Ich bin unschuldig, daß der Einsiedler angeworben. . . .“

„Halt' Du Dein vermaledeites, wiederkäuendes Maul, und erinnere mich nicht an die niederträchtigste aller ausgerissenen Hundeseelen!“

Pardonniren, Herr Wachtmeister! ich möchte Sie

um Gott nicht daran erinnern, wenn es nicht der Fourier an jedem Geldtag thäte."

„Item Wiesel, Du bist ein schlecht abgerichteter Frosch, der nicht immer quakt, wenn es Sturm und Regen gibt, aber dieses Mal hast Du Recht. Mir brennt die Hand, so oft ich meine Löhnung ausgezahlt erhalte und jedes Mal den Ersatz zurücklassen muß. Der Theil für das brave, muthwillig erstochene Pferd, obwohl ich an seinem elenden Tode unschuldig bin, ärgert mich nicht so sehr, wie der für das desertirte Höllenfleisch, welches ich so gern am Galgen sehen möchte . . ."

Der herbeieilende Corporal Iserle unterbrach die Scene.

„Herr Wachtmeister!"

„Was gibt's?"

„Ich hab' gehorsamst zu melden, daß die Herren Stabs-Officiere so eben von der Parole kommen, daß große Bestürzung unter ihnen herrscht, daher etwas Absonderliches arrivirt sein muß."

„Was wird's sein? Vermuthlich hat ein Spion die Nachricht von der Nähe des Feindes gebracht. Item, wir werden bald hören, was es gibt."

In der That konnte man im ganzen kaiserlichen Lager eine ungewöhnliche Bewegung wahrnehmen. Generäle sprengten zu ihren Brigaden, Ordonnanzen flogen nach allen Richtungen durch die Zeltgassen und die Obersten wurden zu ihren Befehlshabern beschieden.

Der Nachmittag war bereits weit vorgeschritten, die Subalternofficiere steckten ebenfalls die Köpfe zusammen und ergingen sich in Vermuthungen, was die Bewegung wohl bedeuten könne.

Die Ursache davon war in der That ein ebenso beunruhigendes wie ungewöhnliches Ereigniß.

Bei allen jenen Regimentern, welche an der äußersten Gränze des Lagers ihr Bivouac hatten, somit gewissermaßen die Umzäunung der Armee bildeten, war die Bewegung eine viel lebhaftere.

Die Obersten empfingen von den Generälen Aufträge, eilten dann zu den Regimentern und versammelten die Hauptleute um sich, diese eilten wieder zu ihren Compagnien.

„Herr Wachtmeister Schebesta!"

„Was gibt's?"

„Sogleich zum Herrn Hauptmann!"

„Ah, nun wird man gleich hören, was arrivirt."

Schebesta eilte in das Zelt des Hauptmanns.

„Wachtmeister, geheime Ordre!“

„Sehr wohl, Herr Hauptmann!“

„Sämmtliche Flügelregimenter zu Pferd haben Patrouillen auszusenden, Ihr werdet sogleich mit Corporal Iserle, einem Trompeter und zwanzig Gemeinen abmarschiren, Wald und Berg durchstreifen und Seine königliche Hoheit suchen!“

Schebesta riß die Augen auf, er traute seinen Ohren nicht.

Der Hauptmann fuhr fort:

„Seine königliche Hoheit der Herzog von Lothringen sind heute Morgens mit zahlreichem Gefolge zur Jagd ausgeritten, haben sich im Eifer der Waidlust von Hochdero Gefolge getrennt und sind trotz alles Suchens bisher noch nicht zum Vorschein gekommen. Der Obristhofmeister hat sogleich seiner Excellenz dem Höchstcommandirenden von dem Unglücke Rapport erstattet und nun ist der hohe Befehl herabgelangt, zu verfahren, wie ich bereits erwähnt. Ihr werdet Euch nicht beirren lassen, wenn Ihr in den Wäldern Trommeln oder Trompeten hört, denn sämmtliche Patrouillen haben Ordre, dies von Zeit zu Zeit zu

thun, und Ihr werdet es ebenfalls nicht versäumen, damit Seine königliche Hoheit, die sich wahrscheinlich verirrt haben, durch die Signale sich orientiren und herankommen können. Begreift Ihr die Wichtigkeit des Befehls, Wachtmeister Schebesta?"

„Vollkommen, Herr Hauptmann!"

„Werdet Ihr Euch in der Affaire zu benehmen wissen?"

„Ganz sicher, Herr Hauptmann!"

„Das Regiment Hohen-Ems war schon einmal in der Lage, dem allerhöchsten Kaiserhause seine Treue zu manifestiren; ich hoffe, Ihr werdet daran denken.

„Hab' niemals dessen vergessen."

„Die Parole, wenn Ihr mit anderen Patrouillen zusammenstoßt, ist: „Maria Theresia".

„Maria Theresia", wiederholte der Wachtmeister.

„Das Feldgeschrei: Hoch Lothringen."

„Hoch Lothringen."

„Ihr wißt nun Alles, in einer Viertelstunde müßt Ihr, mit Fourage und Mundvorrath auf 24 Stunden versehen, im Sattel sitzen."

„Sehr wohl, Herr Hauptmann!"

. . . .

Eine Viertelstunde später trabten zahlreiche Patrouillen aus dem Lager und zerstreuten sich nach allen Richtungen in die Berge und Wälder.

Wachtmeister Schebesta befand sich unter ihnen.

Achtes Kapitel.

Wie es dem Wachtmeister Schebesta als Commandanten einer Patrouille erging.

Eine wilde, rauhe Gegend, — Wald und Kluft, hohe Berge, steile Felsen und zwischen durch schlängeln sich schlechte, schmale Reitwege oder gar nur Fußpfade.

Hier rauschen vom Regen angeschwollene Wildbäche von den Bergen herab und münden in den Timok oder in die Morawa ein, mit ihren schroffen, fast unzugänglichen Ufern.

Urwälder, von der Axt unberührt, altersgraue Eichen, welche noch die Tage Marko Kraljevich's geschaut oder den Siegen Johannes Hunyadis zuge-

rauscht, decken die Berge und beschatten die Schluchten.

Dort oben hüpft von Fels zu Fels die hoch gewöhnte und wohnende Gemse, hier unten zottelt der knurrige Bär und jagt der hungrige Wolf seine Beute.

Wilde Gegend — wildes Land — wildes Volk.

Die Nacht bricht an, Nacht in dieser schauerigen Wildniß, die schon am Tage, im freundlichen Sonnenschein Grauen erweckt.

Wahrhaft merkwürdig, fast wunderbar ist das Wesen der Menschen, welches sich immer wie ein elastisches Gewand dem Körper, seinen Verhältnissen und seinem Stande anschmiegt.

Man versetze einen echten Soldaten, gleichviel in welche Gegend der Welt und er wird nur immer vor Augen haben, was eben der Soldat sehen kann und muß. Seine Sinne, in einen eigenen Kreis gebannt, bleiben unberührt oder wenigstens unempfänglich für Alles, was außerhalb dieses Kreises gelegen.

Ob es der paradiesisch reizende Golf von Neapel, ob es die wildfinstere serbische Waldschlucht, der Soldat wird vor Allem die militairische Position im Auge haben und nicht den, wir möchten sagen civilen Charakter der Gegend.

Als Schebesta mit dem unter ihm stehenden Commando durch die einsame, schauerliche Gegend ritt, hatte er kein Auge für deren wilde Schönheit, sondern er recognoscirte militairisch, so lange der schwindende Tag es erlaubte, und als die Dunkelheit hereinbrach, überließ er sich seinen Ideen.

Welcher Art diese waren, werden wir sogleich hören.

„Corporal Iserle!“

„Befehlen Herr Wachtmeister!“

„Wir haben keinen Mondschein?“

„Nein, Herr Wachtmeister!“

„Dieser Mond ist immer zu haben, nur dann nicht, wenn man ihn braucht.“

„So ist's, Herr Wachtmeister!“

„Item, es wird eine finstere Nacht geben.“

„Sie ist schon da.“

„Leider! Ich besorge, wir werden in die Lage kommen, anhalten zu müssen, das Dickicht wird uns den Weg versperren.“

„Herr Wachtmeister, ich habe aus Fürsorge Schwefelfaden und Kerzen mitgenommen.“

„Diese Vorsicht ist lobenswerth, item die Kerzen

werden uns wenig nützen, wir besitzen keine Laternen."

„Aber Casquets besitzen wir und diese lassen sich zur Noth zu Laternen verwenden."

„Das ist auch wahr, Corporal Iserle, Ihr seid ein Unterofficier voll Praktik. Der Trompeter soll wieder das Signal geben!"

Und während langgezogene Trompetentöne den Wald durchschallten und im vielfachen Echo fortwucherten, setzte Schebesta das Gespräch fort.

„Corporal Iserle", sagte er, „was meint Ihr, wird Frau Fortuna uns heute gewogen sein?"

„Was mich betrifft, Herr Wachtmeister, so habe ich bei Frauen nie Fortüne gemacht."

„Ihr wart muthmaßlich ungeschickt?"

„Das möcht' ich eben nicht behaupten, in den letzten Jahren hat mir die Schramme im Gesichte fürchterlich geschadet."

„Die Frauen wissen eben nicht, was schön ist. Item, bei mir ist's anders, ich hab' in meinem Leben viel erobert, auch Frau Fortuna war mir meist hold; wenn ich die Werbung im Burghofe zu Wien ausnehme, hat sie mich selten im Stiche gelassen, deshalb

kam mir so der Gedanke: wenn wir heute das Glück hätten, Seine königliche Hoheit im Walde aufzufinden, wenn wir uns das Merite erwerben könnten, wir vom Regiment Hohen-Ems und absonderlich ich, der Wachtmeister Prokop Schebesta. —"

Iserle schmunzelte.

„Es wäre zu viel, Herr Wachtmeister", rief er, von Wonnegefühl beseelt, zu viel des Glückes! —"

„Ihr, ich wette meinen Schnautzbart gegen einen Bettelpfennig, Ihr avancirtet stante pede zum Wachtmeister!" —

„Und Sie zum Fähnrich!"

„Wenn ich's nicht refüsirte", murmelte Schebesta.

„Oho, kaum denkbar!"

„Doch, doch, Corporal Iserle; ich würde mir eine andere Gnade ausbitten."

„Und die wäre?"

„Pro primo: Auslöschung des schwarzen Punktes, welchen ich in Folge der fatalen Werbung im Burghofe zu Wien in meiner Conduite bekommen."

„Pro secundo: Rückerstattung des Abzugs am Solde, welchen ich bisher für den desertirten Malefizmenschen und für das arme erstochene Pferd geleistet."

„Was weiter?"

„Nichts weiter, Corporal Iserle, ich wäre mit diesen beiden Punktuationen vollkommen zufrieden. Ich sag' Euch, Corporal Iserle, ich würde noch einmal so gern gegen die Türken marschiren, wenn der bewußte schwarze Fleck nicht an mir haftete; dieser Fleck, wenn ich ihn nicht früher wegputze, wird mir meine Sterbestunde verbittern und versalzen. Trompeter, blast Signal!"

„Er hat eben aufgehört zu blasen, Herr Wachtmeister."

„So soll er sogleich wieder anfangen; vielleicht bläst er den schwarzen Fleck weg."

Wieder hallten Trompetenstöße durch den Wald, aber mit Ausnahme des aufgeschreckten Wildes und des Echos blieb Alles stumm und kein sonstiges Geräusch zeigte von Leben.

„Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Mir kommt's vor, als seien wir vom gebahnten Wege abgekommen?"

„Herr Wachtmeister, mir will es auch so vorkommen, mein Pferd ist bereits dreimal gestrauchelt."

„Wenn Euer Pferd ein gemeiner Kürassier wäre, so möchte ich sagen, „das Vieh ist besoffen!" weil es aber ein . . . oho, Million Teufel!" . . .

„Herr Wachtmeister . . . "

„Corporal Iserle, mein Pferd stolpert auch."

„Haaalt!"

Die Patrouille hielt.

„Abgesessen!" commandirte Schebesta weiter.

Man stieg von den Pferden.

„Corporal Iserle und der Trompeter zu mir! wir werden Kriegsrath halten."

Man berieth über die Frage: ob man bei der herrschenden Finsterniß in der wilden, unbekannten Gegend herumirren, oder anhalten, die Pferde abfüttern und das Licht des Tages abwarten solle?

Der Corporal und der Trompeter stimmten für's Anhalten, Schebesta aber erwiderte: „Ihr Beide bildet die Mehrzahl, das ist wahr, item aber, ich bin in der Charge der Höchste, daher muß geschehen, was ich will, ich aber befehle: wir marschiren weiter!"

„Wozu haben wir dann einen Kriegsrath gehalten, Herr Wachtmeister?"

„Pure Formalität. Ich sage, da die nach dem

Reglement bestimmte Abfütterungsfrist noch nicht gekommen ist, so marschiren wir weiter."

„Wenn es aber zu Pferde nicht mehr möglich sein wird?"

„Dann gehen wir zu Fuß und führen als vernünftige Menschen die unvernünftigen Thiere am Zügel hinter uns her."

Dies geschah dann auch, dauerte aber nicht lange.

„Millionen Teufel, Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Es marschirt sich schlecht, ein Höllenweg, es ist ein unchristliches Land."

„Pardonniren, Herr Wachtmeister, christlich ist dies Land wohl, allein man riecht bereits die Nähe der Ungläubigen."

Iserle hatte die verhängnißvollen Worte kaum ausgesprochen, oder figürlich, er hatte den Teufel kaum an die Wand gemalt, als ringsum Flintenschüsse knallten und ein Haufe bis an die Zähne bewaffneter Haiducken*) auf die Kürassiere einhieb.

Der Ueberfall auf die unvorbereiteten Soldaten

*) So hießen dort zu Lande die Räuber, deren Handwerk jedoch einen mehr politischen Anstrich trug.

geschah so blitzschnell, so unerwartet, daß Schebesta kaum Zeit gewann: „Attaque!“ zu commandiren; denn er war persönlich bereits auf's Hitzigste angegriffen.

Die Kürassiere zu Fuß befanden sich im offenbaren Nachtheile, weil keiner sein Pferd lassen, daher sich auch nicht frei und ungehindert vertheidigen konnte.

Die Angreifer, deren Sehvermögen wie das der Katzen von der herrschenden Finsterniß wenig beeinträchtiget wurde, waren so flink, behende und tapfer, daß das ganze Scharmützel, begleitet von Fluchen, Schreien und Hilferufen, kaum fünf Minuten währte. Ein Theil der Kürassiere ergriff die Flucht, mehrere wurden verwundet, einige getödtet, Schebesta, Iserle und der Trompeter wurden trotz der tapfersten persönlichen Gegenwehr überwältigt und gefangen.

Der Haufe, welcher die kaiserliche Patrouille überfallen und zersprengt hatte, war eine unter dem Befehle eines Harambascha stehende Haiduckenbande.

Sämmtlich Einwohner des Landes, sämmtlich wilde, riesige Gestalten, bildeten sie nur eine von den zahlreichen Horden, welche damals das serbische Land

zum Nachtheile der Kaiserlichen und zum Vortheile der Türken unsicher machten.

Die gefesselten Gefangenen vor sich her treibend, zogen sie, der Wege und Stege besser kundig, als die im Lande fremden Deutschen, längs der Klüfte und Schluchten dahin.

Hinten nach folgten, zusammengekoppelt und von einigen der Räuber geführt, die erbeuteten Pferde.

„Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Geriethet Ihr je schon in Gefangenschaft?"

„Noch nie!"

„Ich auch nicht! Es ist ein miserables Bewußtsein. Solche Schande! Wenn diese barbarischen Bälge wenigstens ordentliches Kriegsvolk wären!"

„Daß sich Gott erbarm'! Räuber sind sie, ich möchte mein Pferd gegen ein Glas Branntwein verwetten!"

„Euer Pferd? Wo habt Ihr's gelassen?

„Es leistet dem Ihrigen Gesellschaft, Herr Wachtmeister!"

„Die armen ärarischen Pferde!" klagte Schebesta und versank in ein düsteres Hinbrüten.

Plötzlich fuhr er wieder auf.

„Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Wer ist außer uns noch gefangen?"

„Der Trompeter."

„Ah! Ist er noch im Besitze seines Instrumentes?"

„Nein! Das Heidenvolk hat ihm die Trompete abgenommen."

„O, o," rief Schebesta klagend, „sie haben uns nicht bloß besiegt, sondern auch Trophäen erobert! Ich bin der unglücklichste Wachtmeister in der Armee. Frau Fortuna hat sich miserable, wie eine alte Stiefmutter, wie eine Rabenvettel benommen."

„Ich wußt' es schon längst, sie ist eine miserable Person!"

„Wir haben Seine königliche Hoheit nicht aufgefunden." —

„Wir haben uns keine neuen Meriten erworben."

„Au contraire, wir haben uns jämmerlich eingetunkt."

„Eine solche Niederlage!"

„Ich werde meinen schwarzen Fleck nicht weg-

wischen, sondern zu dem alten noch einen neuen hinzu=bekommen . . ."

„Eins und Eins macht Zwei", rechnete Iserle.

Dieses Additions=Exempel versetzte den alten Soldaten in solchen Grimm, daß er seine Lage ganz vergaß und ausrief: „Trompeter, blaset Signal!"

„Ja, wenn ich noch eine Trompete besäße!" versetzte der hinter den Unterofficieren marschirende Instrumentalist.

Die Haiducken, je tiefer sie in die Wälder kamen, wurden immer lauter, endlich stimmten sie einen Gesang an; urkräftige, volltönige Männerstimmen ließen eine jener wehmüthigen, feierlichen Weisen vernehmen, deren langgezogene Molltöne die tiefen Klagen nationalen Weh's ausdrücken.

„Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Der Feind singt."

„Ein abscheulicher Lärm!"

„Ich wollt', sie hätten sämmtlich Rosenwasser mit glühendem Oel in den Kehlen."

„Ach, Herr Wachtmeister, Ihre frommen Wünsche gehen leider nicht in Erfüllung."

„Weil das Regiment Hohen-Ems bei dem lieben Herrgott in Ungnade gefallen ist.“

„Warum das?“

„Vermuthlich hat man es oben verschwärzt, verdunkelt. Wir Alle sind insgesammt sündige Menschen.“

„Ja, das sind wir.“

„Wir haben mehr geflucht, als gebetet.“

„Leider!“

„Wir haben Raupen und Possen getrieben.“

„Wahr ist's, sehr wahr.“

„Wir haben manches Mal den Dienst fahrlässig betrieben ...“

„Sogar negligirt ...“

„Herr Wachtmeister!“

„Was will der Trompeter?“

„Bitte, mich auszunehmen. Ich habe jederzeit ehrlich geblasen.“

„Aber falsch habt Ihr geblasen, besonders am Geldtage bei der Retraite. Holla! was ist das?“

„Die Feinde machen Halt.“

„Corporal Iserle, das scheint ein Bivouac zu sein.“ —

„So ist's, Herr Wachtmeister!“

Und so war's auch.

Die Haiducken waren in ihrem Lager angelangt.

Den Schauplatz bildete eine von riesigem Flammenfeuer beleuchtete Schlucht.

Bei dem herannahenden Lärm krochen Weiber und Kinder wie aus der Erde heraus, in deren Schooß kleine Höhlen zu Nothwohnungen gegraben waren.

Der Willkommen, die Freude des Wiedersehens waren eben so geräuschvoll als herzlich.

Die Weiber nahmen den Männern die Waffen ab und reichten ihnen hölzerne Czutoras, gefüllt mit der trefflichen Sliwowitza.

Am Feuer briet, an einem mächtigen Spieße steckend, ein ganzer Hammel.

Nur wenige Minuten und der Harambascha hatte nicht nur die Befehle ertheilt, sondern sie waren auch vollzogen.

Die erbeuteten Pferde wurden unter einer mächtigen Eiche untergebracht und erhielten ein Lager von dürren Blättern.

Die drei Gefangenen bekamen unweit davon einen ähnlichen Platz angewiesen, wurden zum Theil entfesselt, dagegen von zwei Männern bewacht.

Die Soldaten, der Ermüdung nachgebend, setzten sich auf den Boden.

„Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Die Fütterungsstunde ist bereits vorüber und unsere armen Pferde dort haben noch nichts zu fressen und zu saufen bekommen."

„Was kümmert sich dieses Heidenvolk um das Reglement!" —

„Das Volk hat aber doch einen Hauptmann und beobachtet Subordination." —

„Ja, aber was für eine Subordination, eine wilde! Subordination ohne Respect."

„Corporal Iserle, Ihr redet, seit wir in Gefangenschaft sind, merkwürdig klug. Es ist, wie Ihr sagt. Die Subordination, der Pelz ist wohl da; allein die Haare, der Respect, fehlen. Und ein Pelz ohne Haare ist ein schäbiges Ding."

Die Haiducken kümmerten sich um die Gefangenen nicht, sondern reihten sich, auf den Boden gelagert, im Kreise, dessen Mittelpunkt der gebratene Hammel bildete, der noch immer am Spieße, dessen Enden

auf hölzernen Gabeln ruhten, steckte, damit der Braten mit dem Erdboden nicht in Berührung kam.

„Herr Wachtmeister, das Heidenvolk geht zur Menage!“

„Corporal Iserle, wie könnt Ihr eine so reglements-widrige Kost eine Menage nennen?“

„Der Braten riecht aber doch auch ohne Reglement gut. —“

Iserle begann zu schnuppern wie ein Jagdhund, wenn er die Fährte des Wildes verfolgt.

„Teufel,“ brummte er, „mir wässert der Mund.“

„Corporal Iserle, es ziemt sich nicht für einen Unterofficier vom Regiment Hohen-Ems, daß er lüstern sei wie ein schwangeres Weib.“

„Herr Wachtmeister, der Corporal Iserle ist nicht lüstern, wohl aber hungert's ihn gar jämmerlich.“

„Macht Euch nichts daraus, Corporal, Euerem Vorgesetzten geht es nicht anders.“

Das Gespräch der Soldaten erhielt eine angenehme Störung.

Einer der Haiducken kam heran, brachte eine mächtige Lammskeule, Maisbrod und eine Czutora, mit Wein gefüllt.

Die drei Soldaten machten sich über die reglements-widrige Kost her und ließen sich's wohl schmecken.

Die Haiducken kümmerten sich nicht weiter um sie, ihr Loos schien geworfen.

Die Unterhaltung der Serbier untereinander war eine sehr lebhafte, doch betheiligten sich dabei nur die Männer; Weiber, Kinder und die übrigen Familien-glieder hatten sich in die Erdwohnungen zurückgezogen.

„Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Menagirt hätten wir."

„Die Rationen waren genügend."

„Dieses Volk scheint doch nicht ohne alles Christen-thum zu sein."

„Ich distinguire, Herr Wachtmeister, zwischen Christenthum und Menschlichkeit."

„Corporal Iserle, ich denke, in unserer malitiösen Lage ziemt es sich nicht, viel zu distinguiren. Wir sind Kriegsgefangene."

„Pardonniren, ich bin sehr dubiös."

„Worüber?"

„Ob wir wirklich Kriegsgefangene sind, oder ob wir nicht vielmehr als Reisende zu betrachten, die von

barbarischen Strauchrittern überfallen, geplündert und überwunden wurden?"

„Ihr meint also, wir befänden uns in Räuberhänden?"

„Ich kenne das hiesige Volk noch vor anno Siebzehn her und bin vollkommen der Ansicht."

„Was meint der Trompeter?

„Herr Wachtmeister, ich stimme dafür, daß wir uns in Kriegsgefangenschaft befinden."

„Worauf stützt sich diese Ansicht?"

„Wenn diese Leute hier eigentliche Räuber wären, hätten sie mir mein Geld genommen und meine Trompete gelassen, sie thaten aber das Contraire."

„Corporal Iserle, der Trompeter hat Recht, Euer Dubium ist überwunden. Item, ob jene Räuber sind, oder nicht, unsere Situation ist die miserabelste. Seht, seht, was geht vor? das Volk springt auf." —

Ein Mann kommt daher. —

Die Barbaren empfangen ihn mit großem Respect.

Piff, paff, puff, sie schießen vor Freude ihre Pistolen in die Luft.

„Alle Millionen Teufel! der Mann . . ."

„Jesus, Maria, Herr Wachtmeister!" . . .

„Corporal Iserle, warum erschreckt Ihr so sehr?“...

„Herr Wachtmeister, der Mann in der Landestracht, welcher eben ankam...

„Corporal Iserle, vergeßt nicht, daß wir vom Regimente Hohen-Ems sind.“

„Ich denke eben daran, Herr Wachtmeister; allein...“

„Habt Ihr für den Nothfall ein Stoßgebet in Reserve?“

„Ich werde vielleicht noch eines in meinem Dépôt finden.“

„Dann holt es hervor, wir werden es benöthigen; denn so ganz ohne Gebet möcht' ich doch nicht hinüberfahren, wenn ich mich auch als Einer vom Regiment Hohen-Ems dort legitimiren kann.“

„Er scheint bei dem Volke noch höher zu stehen, wie ihr Hauptmann.“

„Und bei uns war er nur gemeiner Kürassier. Nun, Corporal Iserle, zweifelt Er noch daran?“

„Woran soll ich zweifeln, Herr Wachtmeister?“

„Daß unser Herrgott manches Mal auf Urlaub geht.“

„Daran hab' ich nie gezweifelt.“

„Denn sonst könnten wir uns unmöglich in der Gewalt dieses Malefizmenschen befinden.“

„Der uns muthmaßlich aufhängen lassen wird."

„Während er verdiente, an einem Tage zehntausend Mal gehangen zu werden."

„Amen!"

„Corporal Iserle, sagt lieber Euer Reserve-Gebet her und spart Euch das Amen bis zuletzt. O dieser Bergmann!"

Der Mann, welcher die Soldaten außer Fassung brachte, war der ehemalige Rekrut Hans Bergmann, der wilde Einsiedler und der Graf von Dolabella, in Wirklichkeit aber Graf Cäsar de la Tour, natürlicher Sohn des Grafen Alexander von Bonneval, jetzt Osman Pascha der Renegat.

. . . .

Das Erscheinen des Grafen de la Tour, so unerwartet es Manchem auch kam, läßt sich doch, die Verhältnisse im Ganzen in's Auge gefaßt, leicht erklären; wenn wir dies im jetzigen Momente nicht thun, geschieht es aus dem einfachen Grunde, weil der Moment dazu nicht geeignet ist und weil wir den Fluß der Erzählung ohne Grund nicht hemmen wollen.

Der Graf unterhielt sich mit den Haiducken in

ihrer Landessprache, wovon die Gefangenen natürlich kein Wort verstanden, sie konnten jedoch deutlich die Seitenblicke bemerken, welche das stechende Auge Bergmann's ihnen zuweilen zusandte.

Nach ungefähr einer sehr qualvollen Viertelstunde wurde den Soldaten von einem Haiducken bedeutet, ihm zu folgen.

„Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Nehmt Euch zusammen, nun wird der Sturm losgehen! Habt Ihr gar Niemanden dort oben, auf dessen Protection Ihr bauen könnt?"

„Leider hab' ich die Gelegenheiten dazu versäumt."

Die Gefangenen wurden vor den Grafen geführt. Der ehemalige Rekrut blitzte den Wachtmeister an und sagte mit einem Tone voll Stolz und Hoheit:

„Prokop Schebesta, erinnert Ihr Euch noch des Schimpfes, den Ihr mir angethan?"

„Welchen Schimpf meint Ihr?" fragte der Wachtmeister mit seltener Fassung.

„Am Friedhofe zu Mauerbach war es, wo Ihr mir zurieft: „Ich will dies- und jenseits verdammt, oder,

was schier ärger ist, als infam degradirt sein, wenn Du mir aus diesem Asyl hinauskommst, Du beelzebubischer Bankert!"

„Wahr ist's, ich entsinne mich, diese Worte dem Rekruten Hans Bergmann, der ein Dienstpferd erstach und ausriß, zugerufen zu haben."

„Gedenkt Ihr aber auch noch meiner Antwort darauf?"

„Der Wachtmeister Schebesta pflegt nicht auf Drohungen der unter ihm stehenden Mannschaft zu hören."

„Gut denn, so will ich Euch jetzt meine Autwort wiederholen. Ich rief Euch damals zu: „Wachtmeister, thut, was Euch die Pflicht gebeut und gestattet, Schimpf und Fluch sind Euch nicht erlaubt. Wenn wir uns einst auf freiem Felde Mann gegen Mann gegenüberstehen, dann werde ich Euch an den Bankert erinnern!"

Schebesta sah den Deserteur mit finsterem Auge an und erwiderte mit Würde:

„Ich bin gefaßt daran erinnert zu werden."

„Ihr kennt mich schlecht, Wachtmeister."

„Sagt vielmehr, ich hab' Euch schlecht gekannt, als

ich Euch auf dem Burgplatze zu Wien zum Rekruten warb. Jetzt kenn' ich Euch besser."

„Den alten Schimpf bleib' ich Euch schuldig, wir steh'n uns nicht Mann gegen Mann entgegen, Ihr seid nicht frei und an Gefangene räch' ich mich nicht. Wenn Ihr übrigens der Meinung seid, mich jetzt besser zu kennen, wie ehedem, so irrt Ihr Euch abermals."

„Item, es ist auch das möglich."

„Ihr haltet mich für einen Haiducken?"

„Den Gewändern nach sollte man es glauben."

„Und ich bin der Graf Cäsar de la Tour." —

„Habe nicht die Ehre, diesen Namen zu kennen."

„Dann will ich Euch einen andern nennen, den Ihr besser kennt. Ich bin der natürliche Sohn des Grafen Alexander von Bonneval."

Schebesta zuckte zusammen und murmelte: „Es kommt immer schlimmer!"

„Warum immer schlimmer?"

„Ihr Herr Vater ist der geschworene Feind unseres Landes, Sie sind mein Feind; ich befinde mich also in der Gewalt eines doppelten Feindes.

„Und doch soll Euch kein Leid widerfahren. Ihr

sollt Euch der besten Behandlung zu erfreuen haben, wenn . . ."

„Ich ahne, was hinter dem „Wenn" kommen wird."

„Nun, was ahnt Ihr?"

„Sie wollen mir Bedingungen stellen?"

„Zugegeben, doch welche?"

„Ich soll vermuthlich vom Kreuz und von meiner Fahne desertiren?"

„Fehlgeschossen, Wachtmeister! Für Euere Religiosität geb' ich nicht fünf Pfennige! —

„Herr Graf!" —

„Bleibt ruhig, Wachtmeister, wir kennen uns! Euch ist die Religion bloß ein Kühlofen, wohinein Ihr Euch verkriecht, wenn das Unglück Euch zu stark einheizt. Und was die Fahne betrifft, so liegt mir wenig daran, ob das Regiment Hohen-Ems einen Kopf mehr zählt, oder einen weniger."

Schebesta's Eitelkeit war nahe daran, sich wegen dieser Geringschätzung verletzt zu fühlen; indeß er verschmerzte sie und sagte:

„Wenn's so ist, gebe ich zu, mich geirrt zu haben, und bitte, mich wegen der Bedingung, die Sie stellen, zu instruiren."

„Folgt mir bei Seite, Wachtmeister, wir wollen unter vier Augen sprechen."

Der Graf und Schebesta gingen einige Schritte abseits.

„Die österreichische Armee", begann Bonneval's Sohn, „ist heute bei Kolari gelagert."

Schebesta antwortete nicht.

„Ich möchte nun von Euch erfahren: ob die Armee hinüber gegen Widdin bestimmt ist, oder hinab gegen Nissa?"

Der Wachtmeister blieb stumm wie früher.

„Nun, Ihr antwortet mir nicht?"

„Wenn auch der Sohn des Grafen von Bonneval den Wachtmeister Schebesta nicht kennt", erwiderte der Unterofficier", so sollte doch der ehemalige Rekrut Hans Bergmann wissen, daß dieser auf solche Frage niemals antworten wird, selbst wenn man drohte ihm, die Zunge herauszureißen."

„Wachtmeister, Ihr begebt Euch großer Vortheile."

„Kann mir's denken", versetzte Schebesta, „muß aber doch auf Alles verzichten, trotzdem, daß ich jetzt wehrlos und gefangen bin, trotzdem, daß ich beim Regimente noch immer an dem Soldabzuge leide, zu

welchem ich für ein zu Mauerbach erstochenes Dienstpferd und für einen desertirten Rekruten Namens Bergmann condemnirt wurde."

Die alte Kriegsgurgel sprach diese Worte mit so unbeschreiblicher Trostlosigkeit, daß de la Tour unwillkürlich darüber lächeln mußte.

„Ihr seid in der Lage, diesen Schaden hinlänglich zu ersetzen", sagte er, „Euere Zukunft soll gesichert werden . . ."

„Ich danke für Alles", entgegnete Schebesta traurig, „ich kann mich nicht entschließen, die bereits inne habenden zwei schwarzen Flecke in der Conduite noch um einen zu vermehren."

„In diesem Falle werdet Ihr gefangen bleiben."

„Ich bin darauf gefaßt."

Der Graf und der Wachtmeister begaben sich wieder zurück zu den Uebrigen.

Der Erstere besprach sich mit den Haiducken; der Letztere rief:

„Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Kennt Ihr die Geschichte von dem Versucher?"

„Mir träumte einmal was davon."

„Item, ich hab' sie eben erlebt. Dieser Bergmann ist ein Malefizmensch . . .“

„Ich hatte also damals doch recht.“

„Worin und womit?“

„Als ich sagte, „der Teufel reite sein Pferd“; er ist de facto mit dem Bösen im Bunde.“

„Mit dem Bösen, zugegeben; aber nicht jeder Böse ist ein Teufel, und wenn er's ist, trägt er mindestens seine Hörner nicht sichtbar.“

. . . .

Die drei Gefangenen, sorgfältig bewacht, mußten sich am anderen Morgen in Marsch setzen und den Weg nach Widdin antreten.

Neuntes Kapitel.

Ein Abenteuer des Herzogs Franz von Lothringen*).

Wachtmeister Schebesta war an der Spitze einer Patrouille ausgezogen, um den Herzog von Loth-

*) Bezüglich dieses interessanten Ereignisses liegen uns drei verschiedene Quellen vor:

ringen zu suchen; statt sich neue Meriten zu sammeln, gerieth er in die Hände der Feinde.

Wohin aber war der Herzog von Lothringen gerathen, was war ihm begegnet?

Die Wälder um Kolari, von Wild strotzend, luden den Herzog zur Jagd ein.

Wie bereits erwähnt, verließ er, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, das Lager, und als man

---

„Seckendorf's Biographie", die „geheimen Nachrichten vom Kriege in Ungarn", welche ein förmliches Tagebuch des Krieges in den Jahren 1737 bis 1739 enthalten, endlich ein „Aufsatz" in den zu Wien erschienenen vaterländischen Blättern (Jahrgang 1818), welchen Gräffer im II. Hefte der josefinischen Curiosa nebst Anderem in dem Aufsatze „der Vater Joseph II." wörtlich abgeschrieben hat.

Nach den ersten zwei Quellen, welche von den Details des in Rede stehenden Abenteuers keine Erwähnung thun, hat sich der Herzog Franz von Lothringen am 3. Juli 1737 bei Kolari in Oesterreichisch-Serbien verirrt, nach der letzteren im Jahre 1738 zwischen Mehadia und Karansebes in Siebenbürgen.

Wir wissen nicht, woher der Verfasser des Aufsatzes in den vaterländischen Blättern, ein Herr B—y, im Temeswarer Banate, die Daten geschöpft hat, haben jedoch allen Grund, der Angabe Seckendorf's — für den dieses Abenteuer unangenehme Folgen nach sich zog und der im Jahre 1738 gar nicht mehr bei der Armee war — mehr Glauben zu schenken und halten uns daher an die beiden ersten Quellen.

im hohen Gebirge die geeignete Stelle erreichte, begann die Jagd.

Der Herzog, ohne an das Gefolge zu denken, überließ sich dem Vergnügen mit sich immer steigerndem Eifer, entfernte sich immer weiter von jenem und verlor sich endlich ganz in dem Walde.

Der Herzog wurde bald vermißt, Hörner durchhallten das Gebirge; allein der Fürst war schon zu weit entfernt, um die Angstsignale der ihn suchenden Hofleute und Adjutanten zu hören.

Als Herzog Franz seine Vereinsamung gewahrte, hielt er an, ließ ebenfalls Hornsignale ertönen; allein er wurde eben so wenig gehört, als er selbst jene hörte.

Er trat also auf gut Glück den Rückweg an, das heißt, er meinte ihn anzutreten; thatsächlich aber ging er immer tiefer in den Wald und gelangte bald zur Ueberzeugung, daß er sich verirrt habe.

Eine Weile blieb er unschlüssig, wohin sich zu wenden, dann begann er wieder langsam fortzuschreiten.

Plötzlich hörte er Stimmen, ohne Arges zu ahnen eilte er ihnen näher und stand nach wenigen Sekunden vor einer Rotte wilder Gesellen, die hier ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Es war ebenfalls eine Räuberbande, die unter dem Befehle eines Harambascha stand, dessen Namen die Chronik uns aufbewahrte, er hieß Petru Bagyu.

Die Räuber, als sie einen Mann mit einem Gewehre erblickten, sprangen auf, griffen zu den Waffen und machten sich zur Vertheidigung bereit; sie wähnten hinter dem Manne noch mehrere ihrer Verfolger. Sie kamen jedoch leicht von ihrem Irrthum zurück, sahen, daß sie es nur mit einem einzelnen Verirrten zu thun hatten und freuten sich der Beute, die ihnen bei einer so vornehm gekleideten Person in Aussicht stand.

Der Herzog verstand nur wenig von der Landessprache, aber die Pantomime der Räuber war zu beredt, als daß er nicht hätte erkennen sollen, um was es sich handle.

Er setzte der Rotte keinen Widerstand entgegen, sondern öffnete seinen Oberrock.

Da blitzte den Gesellen der Stern in die Augen, den der Prinz an seinem Kleide trug.

Bagyu, ein ungeschlachter, riesiger Mann, der alle seine Genossen an Größe und Leibesstärke über-

ragte, merkte, daß ihnen eine Person hohen Ranges gegenüber stand, drängte sie von dem Bedrohten hinweg und rief: „Zurück Kameraden!“

Die Räuber gehorchten augenblicklich dem Befehle ihres Führers.

„Verhaltet Euch ruhig“, fuhr der Harambascha fort, „der Herr da ist ein deutscher Officier, der Orden an seiner Brust zeugt, daß er ein ausgezeichneter Soldat, wir wollen erfahren, wer er eigentlich sei?“

Die Räuber zogen sich zurück.

Nun begann zwischen dem Herzoge und dem Harambascha eine Unterhaltung, die zum Theil in einzelnen unzusammenhängenden Worten, zum größten Theile aber in Geberden und Pantomimen bestand.

Der Herzog gab dem Räuber seinen Stand zu erkennen, eben so, daß er sich auf der Jagd verirrt habe und in das kaiserliche Lager gebracht zu werden wünsche, wofür er ihm reiche Belohnung versprach.

Petru Bagyu zeigte sich gar nicht abgeneigt und ließ sich auf Unterhandlungen ein.

Diese endigten in einer für den Herzog vollkommen befriedigenden Weise.

Dem Harambascha und seinen Genossen wurde

Pardon bewilligt, dem Ersteren überdies eine Belohnung zugesichert.

Wenn die Quelle, aus der wir schöpfen, Wahrheit berichtet, so soll Bagyu auch das höchst originelle Begehren gestellt haben, sobald die Oesterreicher den Türken Neu-Orsova abgenommen haben würden, zum Commandanten dieser Festung ernannt zu werden, welche ehrgeizigen Wünsche zu befriedigen der Prinz sich nicht geneigt zeigte.

Die Unterhaltung war eben zu Ende gediehen, als eine neue Person den Schauplatz betrat und die frühere Gefahr für den Prinzen abermals heraufbeschwor.

Diese Person war das Eheweib des Harambascha, eine durch ihre Bosheit und Grausamkeit bekannte Amazone, der Chronik zufolge, der wir dies Mal ganz getreu nacherzählen, ebenfalls Anführerin einer Räuberbande, welche jedoch in einer andern Gegend hauste.

Madame Bagyu erkundigte sich bei ihrem Gatten, wer der fremde Herr sei? und Petru nahm keinen Anstand, ihr Alles zu entdecken und die Punkte des getroffenen Uebereinkommens mitzutheilen.

Das Weib war damit weder zufrieden, noch einverstanden.

„Ich kann, was ich höre, kaum glauben", rief sie, „es wäre denn, daß Du Deinen sonst klaren Verstand verloren! So lange die weißen Berge freie Männer beschirmen, ist noch kein schlechteres Uebereinkommen getroffen worden, hat noch kein Mann unseres Stammes so unverständig gehandelt. Der hohe Herr hat Dir und den Deinen Pardon zugesagt, wozu bedarfst Du seiner? Das Land ist heute deutsch, morgen kann es türkisch sein und wenn auch nicht, so bieten uns unsere Berge und Schlünde so sichere Zufluchtsorte, daß wir des Pardons nicht benöthigen; wir sind tapfer und besitzen Waffen, wir werden uns zu schützen wissen. Der hohe Herr hat Dir ferner eine Belohnung zugesagt, die Türken werden Dir das Dreifache bieten. Ueberliefere ihn den türkischen Machthabern und sie werden Dir ihn mit Gold aufwiegen."

„Du vergissest", wendete der Harambascha ein, „daß ich dem Herrn bereits mein Wort gab."

„Du brauchst Dein Wort nicht zu brechen, sondern überlieferst den Gefangenen mir, ich stelle mich, als führe ich ihn nach dem Lager der Deutschen, statt dessen überliefere ich ihn den Türken." —

„Nimmermehr!“ rief Bagyu, entrüstet über den Vorschlag der treulosen Megäre.

„Petru, Du weigerst Dich, ein reicher Mann zu werden?“

„Ich weigere mich, zuzugeben, daß mein Wort gebrochen, daß mit meinem Wissen ein Schurkenstreich verübt werde!“

„Petru!“ . . .

„Ich will nichts mehr hören, Du bist ein boshaftes, ein böses Weib, ich darf nicht zugeben, daß mit meiner Ehre so leichtfertig gespielt wird!“

„Petru, hör' mich an!“ . . .

„Verlaß' mich, ich werde handeln, wie es einem Manne ziemt!“

Das Weib gab jede Hoffnung auf, den Gatten zu ihrem Willen zu bekehren, und rief:

„Du willst ihn mir nicht freiwillig abtreten? wohlan, es soll die Gewalt Dich dazu zwingen. Ich werde zurückkommen, doch nicht allein, sondern im Geleite der Meinigen.“

Mit dieser Drohung, nachdem sie dem Prinzen einen wüthenden Blick zugeworfen, entfernte sie sich.

Herzog Franz begriff den Inhalt der eben stattgehabten Scene.

Der Harambascha wendete sich zu ihm und sagte:

„Wir haben keine Zeit zu verlieren, das Weib ist, womit sie gedroht, zu thun im Stande; wir müssen uns daher beeilen, diesen Ort zu verlassen.“

Nun machte sich Bagyu, von seinen Genossen begleitet, auf den Weg, um den Herzog nach dem österreichischen Lager zu leiten.

Um von seinem Weibe und den Ihrigen nicht ereilt zu werden, schlug er ungewöhnliche Pfade ein, ging im Zickzack, um sie über seine Spur zu täuschen, und hielt an, wenn der Herzog ermüdet war, um ihn ausruhen zu lassen.

Als der Herzog Durst fühlte, reichte ihm Bagyu einen geschnitzten hölzernen Becher mit frischem Quellwasser.

Mitternacht war schon vorüber, als man wohlbehalten im Lager anlangte.

Seckendorf, von heftiger Gemüthsart, gab dem Prinzen die um ihn gehabte Angst in einer Weise zu erkennen, welche diesen verletzte und in seiner Seele eine Kühle gegen den General Platz greifen ließ, die nicht ohne üble Folgen für diesen blieb.

Noch viele Jahre später erzählte Kaiser Franz lachend einem General, der ein Verwandter Seckendorf's war, daß er bei jener Gelegenheit von dem Commandirenden tüchtig geschmäht worden sei.

Der Harambascha und seine Genossen erhielten nicht nur den zugesicherten Pardon, sondern auch die verheißene Belohnung.

Einige Jahre später, als sein böses Weib starb, vermählte sich Bagyu mit einer Wittwe Namens Wantscha, die ihm einen Stiefsohn gebar, welcher um das Jahr 1818 noch gelebt haben soll.

Der hölzerne Becher, aus welchem Herzog Franz trank, soll von den Nachkommen des Harambascha als Familiengut zur Erinnerung an jene merkwürdige Begebenheit aufbewahrt werden.

Der Verfasser des erwähnten Aufsatzes in den vaterländischen Blättern erzählt, daß an der Stelle, wo der Harambascha den Herzog Franz nach der Wanderung niedergesetzt hatte, eine kleine Kapelle erbaut wurde, welche die Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1771 neu aufbauen und verschönern ließ.

Die Kirche befindet sich auf dem Wege von Karansebes nach Mehadia in Siebenbürgen.

Der Widersprüche sind so viele, daß man fast annehmen möchte, die sich widersprechenden Quellen bezögen sich auf zwei verschiedene Fälle, auf einen im Jahre 1837 bei Kollari, und auf einen im Jahre 1738 zwischen den genannten Orten in Siebenbürgen.

Die Aufhellung den Historikern von Fach überlassend, bemerken wir nur, daß wir dieses Abenteuer des nachmaligen Kaisers Franz I. absichtlich episodisch, ohne es in den engeren Kreis dieses Romans mit einzuflechten, erzählt haben, um es so außer allen Verdacht erdichteter Nebenumstände zu setzen.

Nach dieser kurzen Abschweifung widmen wir unsere Aufmerksamkeit wieder den Ereignissen im Großen und im Kleinen, Geschehnissen, welche die Lage der Staaten und Begebenheiten, welche das Loos von einzelnen Personen entschieden, von Personen, die, wie wir glauben, das Interesse des Lesers im vollen Maße in Anspruch nehmen.

Zehntes Kapitel.

Vor und in Widdin.

Der erste Schlag der Oesterreicher sollte nach dem Plane Seckendorf's auf Widdin gerichtet sein, am 7. Juli jedoch — die Armee befand sich grade auf dem Marsche von Lippova nach Battachin — umzog sich der Himmel und ein viertägiger Regen weichte die sumpfigen Ebenen am Timok und an der Donau so auf, daß der Marsch gegen Widdin eine Unmöglichkeit war.

Seckendorf sah sich daher gezwungen, die Unternehmung gegen Widdin aufzuschieben.

Indessen erhielt er ein kaiserliches Rescript, worin es unter Anderem hieß:

„Wir hätten zwar gnädigst gerne gesehen, daß die Campagne mit wirklicher Kriegs-Deklaration und Fürrückung in Feindes Lande etwas geschwinder hätte beschehen, folgsam man auch sich in das Turcicum weiters extendiren und andurch den Vortheil erreichen können, daß, wenn es mit der Porten etwa zu einer baldigen Friedens-Stabilirung gelangen dürfe, man durch Eroberung ein oder anderer Provinz sich in

dem principio uti possidatis desto besser und vortheilhafter hätte fundiren können u. s. w."

Das kaiserliche Schreiben genehmigte einen von Seckendorf eingesandten Operationsplan und schloß mit dem Auftrage:

„Thun dahero selbigen anmit — beangenehmen und beinebens uns versehen, Du werdest in diesen sowohl, als andere in Zukunft zu beschehen habenden Entreprisen — die bei Unserer Armee befindlichen Feldmarschallen und übrige eines Geheimnisses fähige Generalität jedesmal zu Rathe ziehen."

Dieser Anweisung zufolge wurde bei dem Herzoge von Lothringen ein Kriegsrath gehalten und einmüthig beschlossen, gegen den Hauptplan sei nichts einzuwenden, die Ausführung der Details hänge von den Umständen ab.

Am 12ten überschritt man die türkische Gränze und übersandte dem Pascha von Nissa die Kriegserklärung.

Am 28sten stand man bereits vor Nissa und forderte es zur Uebergabe auf.

Die Janitscharenabtheilung machte Miene, sich zu wehren, allein die übrigen türkischen Truppen schlossen sich ihnen nicht an, ihre Lage war eine gefährliche, die christlichen Unterthanen des Sultans erhoben sich,

wie überall, so auch in Nissa zu Gunsten der Oesterreicher, die Insurrection der Rajahs, wäre sie durch regulaires Militair kräftiger und vielseitiger unterstützt worden, würde dem Kriege ohne Zweifel eine andere Gestaltung gewonnen haben.

Nissa wurde ohne Schwertstreich erobert.

Die Besatzung und die Einwohner, 20,000 Seelen stark, zogen mit allen ihren Habseligkeiten, mit Lebensmittel auf zehn Tage versehen, ab und wurden von einem österreichischen Detachement bis nach Sophia geleitet.

Man fand in der Festung zehn Mörser und einhundertvierunddreißig Kanonen.

Am 1. August setzte sich Khevenhüller mit zwanzig Grenadier-Compagnien und sechs Reiter-Regimentern gegen Widdin in Marsch und wurde am 4ten durch zwei Regimenter verstärkt.

Der Herzog von Lothringen begab sich in's Lager zu Khevenhüller, dem er mehr gewogen war, wie dem geizigen, hofmeisternden Seckendorf und dem kalten, unfreundlichen Schmettau.

Mangel an Lebensmitteln, Theuerung des Weines brachten die Armee wieder Seckendorf auf, er wurde des Geizes beschuldigt; da er die Bewohner des Landes

vor den gewaltigen Requisitionen durch Salvegarden schützte, behaupteten seine Gegner, dies geschehe aus Eigennutz, er mache aus den Lebensmitteln ein Monopol.

Auch seine Unthätigkeit nach der Einnahme Nissa's wurde ihm zum Vorwurfe gemacht, er entschuldigte sie damit, daß er die Rückkunft des Couriers abwarten mußte, den er mit der Nachricht von der Einnahme Nissa's nach Wien gesandt hatte und der erst am 15. August zurückgekommen war.

Der Prinz von Hildburghausen, der, nebenbei gesagt, einen großen Theil der Schuld an dem unternommenen Kriege trug, machte in Bosnien so wenig siegreiche Fortschritte, wie Khevenhüller vor Widdin.

Man wird von der damaligen Stimmung in Wien einen Begriff bekommen, wenn man erfährt, daß in der Residenz allgemein die Rede war, die kaiserlichen Minister hätten den Zug nach Bosnien bloß zu unternehmen anbefohlen, um ihre in Kärnten, Steiermark und Kroatien liegenden Güter gegen Einfälle der Türken zu sichern.

Auf drei Seiten griff Oesterreich den Erbfeind an: in Bosnien, von Serbien aus und in der Wallachei, und nirgends wurden entschiedene Vortheile erkämpft.

In der Armee gegen Bosnien bestanden Zwistigkeiten zwischen dem Prinzen von Hildburghausen und dem Banus von Kroatien, dem Grafen Esterhazy*), und in der Armee in Serbien zwischen Khevenhüller, Seckendorf u. s. w.

In Bosnien wurde Ostrovitz vergebens belagert, die Türken wehrten sich, wie sie sich eben immer zu wehren pflegen, wenn es gilt, Schanzen zu vertheidigen. Besonders zeichneten sich die Weiber aus, die, nach alter bosnischer Kriegssitte mit Helmen und Panzern angethan, auf den Mauern standen und wie Männer fochten.

In Serbien gab Khevenhüller den Ausschlag zu dem traurigen Erfolge des diesjährigen Feldzuges.

Die Beschuldigungen, welche Seckendorf gegen ihn ausspricht, sind bitter und hart.

„Khevenhüller", heißt es zu dessen Lebensbeschreibung, „hatte sich vor Eröffnung des Feldzuges geschmeichelt, daß er die Armee commandiren würde.

*) Esterhazy war älterer General als der Prinz und wollte ihm daher weder bei-, noch unterstehen, besonders in Kroatien, wo er Gouverneur war. Die Streitigkeiten in der serbischen Armee waren ähnlicher Natur.

Er rächte sich auf Kosten des Dienstes und des unschuldigen Seckendorf's wegen dieser fehlgeschlagenen Hoffnung. Er ersann sich eigene Kriegsregeln, den bisher in der Welt angenommenen gerade entgegengesetzte, um das Unternehmen auf Widdin scheitern zu machen; und es gelang ihm."

„Seinen Zug fing er damit an, womit er ihn endigte — daß er seinem eigenen Kopfe folgte und Seckendorf's Befehle vergaß. Der ihm vorgezeichnete und bereitete Weg, auf dem er in Zeit einer Woche vor Widdin gestanden wäre, ging an die sogenannte kleine Timok u. s. w."

„Unter dem nichtigen Vorwande von Wassermangel nahm er sich die Freiheit von Stuzzian aus sich links zu ziehen und so viel Umwege zu machen, daß er erst den zwölften Tag bei Bregowa an der Timok, welches noch sechs starke Stunden diesseits Widdin liegt, anlangte. Hier blieb er auch stehen ohne die geringste Maßregel zur Einschließung der Festung, oder zur Störung des Zusammenhanges mit der übrigen Türkei vorzunehmen. Der in Widdin befehlende Pascha, Osman Effendi, hatte ihn gleich in den ersten Tagen seines Marsches wissen lassen, daß wichtige Briefe

vom Großvezier an den Oberbefehlshaber des österreichischen Heeres bei ihm angelangt seien, und gebeten, man möchte sie entweder an der Gränze abholen, oder erlauben, daß sie durch einen eigenen Chiaus an ihre Behörde überbracht würden. Statt daß Khevenhüller alles Mögliche hätte thun sollen, um den Inhalt dieser Papiere bald zu erfahren, bekümmerte er sich nicht eher darum, als wie er bei Bregowa eingetroffen war. Am nämlichen Tage mußte der Rittmeister Bratta nach Widdin reiten, um die Stadt aufzufordern und zu gleicher Zeit jene Briefschaften zu verlangen. Der türkische Feldherr, aufgebracht, daß seine Höflichkeit nicht besser erwidert wurde, schlug sowohl die Briefe, als die Schlüssel der Stadt ab und versicherte, daß er sich bis auf den letzten Mann zu wehren gesonnen sei."

Die Folge dieser Antwort war, daß Khevenhüller die Stadt recognoscirte, oder eigentlicher zu reden, an der Spitze von acht Cavallerie-Regimentern, die ihr völliges Gepäck auf den Pferden hatten, mit Standarten und Pauken durch die Vorstädte von Widdin ritt. Die Türken waren freilich keine ganz ruhigen Zuschauer bei dieser militairischen Procession. Sie fielen auf seinen, in 500 Pferden bestehenden

Vortrab, der eine ganze Stunde voraus kam, und erlegten 224 Reiter nebst 171 Pferden. Der Rückzug der Kaiserlichen geschah um Mitternacht.*)"

So weit die Anklagen Seckendorf's.

Auch wir halten ein und nehmen den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Mit dem österreichischen Heere sechs Stunden vor Widdin angelangt, fliegen wir demselben voraus; denn wir finden in der Festung uns bekannte Personen, wir treffen dort vor allen Anderen den Renegaten Osman Pascha, ehedem Graf Alexander von Bonneval genannt.

Der Graf von Bonneval — die elastische Feder, welche den ganzen Mechanismus der türkischen Politik in Bewegung setzte, die belebende Seele des osmanischen Heeres — kam, wie auf Windesflügeln von Konstantinopel nach Widdin geeilt, um dem Pascha Osman Effendi in seinem Widerstande gegen die Feinde mit Rath beizustehen.

Graf von Bonneval — wir wollen ihn der Gewohnheit wegen immer noch bei seinem Familiennamen

*) Diese Affaire geschah bei der Brücke eines Morastes, welche die Brücke des Hanfmachers heißt.

nennen — war eben zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt worden, stand im Range höher, wie der in Widdin commandirende Pascha, konnte daher diesem füglich Befehle und Weisungen ertheilen.

Wir treffen den Grafen hoch zu Pferde, im vollen Schmuck seiner Würde, den Kaftan mit Zobel verbrämt, den prächtigen Turban auf dem Haupte und sein edles arabisches Pferd geziert mit goldstrotzender Schabracke.

Von einer reichen Suite umgeben, besichtigt er die Vertheidigungsanstalten, welche Osman Effendi getroffen.

Bonneval steht jetzt im zweiundsechzigsten Lebensjahre.

Seine Erscheinung verräth noch immer das lebhafte, männlich frische Wesen, zeigt die athletische, ungebeugte Gestalt und die frühere Fülle des Antlitzes, kurz, seine ritterliche Gestalt ist einnehmend wie ehedem, wie in den Tagen, wo er der Freund des Prinzen Eugen gewesen, wo er gegen Franzosen und Türken gefochten.

Ihm zur Seite reitet Osman Effendi, der Befehlshaber von Widdin, der jedoch von Mohammed Pascha, welcher sich bereits mit einem Heere auf dem Marsche hierher befand, ersetzt werden sollte.

Graf von Bonneval zeigte sich mit den Anstalten und Maßregeln zufrieden.

„Von einer Belagerung dieser Festung", sagte er zu dem ihn umgebenden Stabe, „wird keine Rede sein; denn bis zu diesem Augenblicke ist sie nicht einmal kriegsmäßig berannt, viel weniger eingeschlossen. General Khevenhüller hat uns alle Zugänge offen gelassen und die Donauverbindung ist ungestört, die beiden Kriegsschiffe und die paar Tschaïken der Oesterreicher sind noch nicht ausgerüstet und bis sie in die Lage kommen, Orsova zu verlassen, werden sie eben rechtzeitig anlangen, um zerstört zu werden."

Die Zuversicht Bonneval's — er kannte eben die Führer, welche ihm gegenüberstanden — verfehlte nicht, auf seine Untergebenen Eindruck zu machen.

Obwohl die Türken in ihrem angeborenen Fanatismus Renegaten weniger hold sind, entgingen sie doch zu keiner Zeit dem Loose, diese in ihrem Lande hervorragende Rollen spielen zu sehen.

Welche lange Reihe vor und nach Osman Pascha, genannt Alexander von Bonneval!

Auf einem erhöhten Wallpuncte stehend, weidet

sein Auge sich au dem Strome, übersetzt ihn und bleibt an Kalafat hängen.

Hundertundsiebzehn Jahre befehligte an derselben Stelle, jedoch gegen einen anderen Feind, ein nicht minder berühmter Renegat — Omer Pascha!

Graf von Bonneval, nachdem er die Besichtigung beendigt und der Dienst-Etikette Genüge gethan, zog sich in seine Wohnung zurück.

Wirklich heimisch befand er sich nur hier, wo unter fünfundzwanzig Personen, die seinen Dienerstaat bildeten, sich nur sechs Türken befanden, die übrigen waren zum Theil Deutsche, zum Theil Franzosen.

Sein Haushofmeister war ein Deutscher Namens Bernhard.

Der Pascha befand sich nicht lange daheim, so ließ er seinen Haushofmeister rufen.

„Hast Du alles Nöthige vorgefunden?"

„Je nachdem, Excellenz."

„Was soll das „Je nachdem" bedeuten?"

„Ich meine, so gut man es hier zu Lande finden kann."

„Bernhard, Du hast die üble Gewohnheit, dieses Land bei jeder Gelegenheit zurückzusetzen, die Nation

ist eine tapfere; wenn sie noch tief in Barbarei steckt, ist's nicht ihre Schuld."

„Ich weiß es, Eure Excellenz, die Muftis und Derwische . . ."

„So ist's, darin liegt's. Hab' ich mir doch selbst einen solchen Lumpen in's Haus nehmen müssen. Auf einmal hieß es, Seine Hoheit der Sultan wünschten zu erfahren, ob ich, wie ich geschworen, dem heiligen Glauben in Wahrheit zugethan sei? Ich versicherte dies mit dem Munde, allein der Groß-Mufti erwiderte mir: „Wenn dies so ist, wie Du betheuerst, Herr, dann genüge der Sitte des Landes, thue wie alle Würdenträger des Reiches und nimm Dir einen Derwisch in's Haus." — Bah, dacht' ich mir, ich hab' schon so oft Lumpen in meiner Nähe geduldet, ich will's wieder mit einem ertragen. Ich ging also mit dem Groß-Mufti in das Kloster, wo diese Schafe beisammen zu finden, und suchte mir ein solches Subjekt aus. Er mochte 45 Jahre alt sein, war groß, dick, feist, nicht ohne Anstand und, wie es schien, auch verständig. Der Heuchler hatte sein eigenes Zimmer in meinem Hause, aß mit mir an einem und demselben Tische und bekam monatlich zehn Thaler Gehalt. In den ersten Tagen verzehrte er mehr wie sechs Verschnittene."

„Und blieb das lästige Individuum lange im Hause Eurer Excellenz?“

„Sechs Monate lang, dann wurde ich es auf eine eigenthümliche Weise los. Der Derwisch war kein egyptischer Josef und trug nebst Anderen auch einer jungen Sklavin in meinem Harem sein heiliges Herz an. Als Vermittlerin dazu benutzte er eine alte Türkin, welche darauf sinnen mußte, ihm eine Zusammenkunft mit seiner Heldin zu ermöglichen. Das war nun sehr schwierig; denn wie Du weißt, sind die Mauern meines Schlosses eben so hoch, wie dieses selbst, überdies bewachen zwei Doggen von Epirus den inneren Hof. Nach langem Spähen und Suchen entdeckte die alte Hexe endlich einen Kohlenkeller, von dem ein Luftloch in's Freie ging, das heißt in den breiten, tiefen Graben, der mein Schloß wie eine kleine Festung umgibt. Durch dieses Loch sollte der Derwisch in sein Paradies eingehen. Eines Abends — ich kehrte eben von Konstantinopel, von wo mein Schloß eine kleine Stunde entfernt ist, heim — gewahrte ich, vom Mondschein begünstigt, als ich eben am Ufer des Grabens dahin schritt, in der Gegend jenes Loches eine Bewegung und hörte im Wasser plätschern. Zur

alsogleichen Aufklärung fand einer meiner Leute das Gewand des Derwisches am Ufer. Der Lump hatte sich entkleidet, schwamm durch den Graben, wollte in den Kohlenkeller kriechen, blieb aber zu seinem Unglücke in dem Luftloch stecken und peitschte mit den Beinen das Wasser.

Ich hätte dem Kerle mit Vergnügen eine Schrotladung in das Sitzfleisch gesendet, hatte jedoch kein Gewehr bei mir. Ich befahl einem meiner Leute, bei dem Gewande des Derwisches Wache zu halten, und begab mich in's Schloß. Dort befahl ich meinen sechs Frauen sammt ihren Sklavinnen, mir zu folgen, und ging an der Spitze dieses Zuges nach dem Kohlenkeller. Die junge Sklavin, als sie ihren Anbeter in der Klemme erblickte, fiel ein wenig in Ohnmacht, und die alte Vermittlerin sank auf die Knie. Der Derwisch wurde befreit und bat um Allah's Willen ihn zu tödten, doch nur das arme Wesen zu schonen. Diese Liebe rührte mich, ich hätte ihm gern die junge Sklavin geschenkt, allein solche Nachsicht würden die Türken übel genommen haben, die mit englischer Zähigkeit an ihren verrotteten Anschauungen hängen, ich gab ihm daher bloß Geld und hieß ihn gegen Mekka

ziehen, um den Schimpf, den er seinem Orden angethan, in der Wüste anzustauben und in Mekka abzubaden. Auf diese Art, mein lieber Bernhard, bin ich meinen Derwisch losgeworden und seitdem ist mir keiner mehr in's Haus gekommen."

„Eure Excellenz wurden darauf vom Groß-Mufti dispensirt?"

„Ich trug Sorge, daß die Geschichte in Konstantinopel verbreitet wurde, und dies seine guten Früchte; der Groß-Mufti, welcher seine ganze Heerde compromittirt sah, hatte seine guten Gründe, die Augen zuzudrücken, und wollte seinen Grimm dem Derwisch entgelten lassen, doch der feiste Bursche witterte das Unheil und entfloh nach Persien. Die übrigen Paschas beeilten sich, zur Sicherheit ihrer Harems ihre Derwische ebenfalls fortzujagen, und der Groß-Mufti spielte den Klugen und Blinden. Der Vorfall hatte aber noch eine andere Folge. Die Geliebte des Derwisches war die Sklavin einer meiner türkischen Frauen. Diese war nun höchst entrüstet und bestand darauf, die Schuldige solle dem Kadi zur Bestrafung überliefert werden. Die Arme wäre gepeitscht worden. Ich und meine andern fünf Frauen, wir gaben uns alle erdenkliche

Mühe, die zürnende Gebieterin zur Nachsicht zu bewegen, Alles war umsonst. Endlich machte ich ihr begreiflich, daß das junge Wesen bloß aus Religiosität gefehlt habe. Der Derwisch habe ihr das Paradies verheißen und da nach Mahommed's Lehre kein Weib in's Paradies eingehen könne, welches nicht von einem frommen Muselmanne geliebt worden sei, so dürfe der Armen ihr Fehler auch gar nicht so hoch angerechnet werden.

Das wirkte, die Türkin gab nach, meine drei christlichen Frauen nahmen sich der Sklavin an und sie wurde später Christin."

Nachdem der Pascha seinem Vertrauten und Factotum diese Geschichte erzählt hatte, begann dieser:

„Excellenz, darf ich wieder von den Geschäften des Hauses sprechen?"

„Ich erlaub' es Dir, doch nicht zu lange, Bernhard, Du weißt, wir stehen vor dem Feinde oder vielmehr der Feind steht vor uns, und da gibt es eine Menge Dinge zu thun, die wichtiger sind, wie Deine kleinlichen Angelegenheiten; überdies hat sich der Graf de la Tour für die nächste Stunde ansagen lassen, der mir vermuthlich wichtige Nachrichten bringt. . . .

„Excellenz, ich gedenke Ihre Zeit nicht lange in Anspruch zu nehmen, sobald Sie nur die Gnade haben, das Wichtigste abzuthun."

„Eh bien, mein Lieber, thun wir das Wichtigste ab! Was ist bei Dir das Wichtigste?"

„Excellenz, Geld!"

„Ah! Um Krieg zu führen, sagte der selige Montecucoli, braucht man drei Dinge: „Geld, Geld und dann wieder Geld!" Du aber führst doch keinen Krieg?" ...

„Um Vergebung, Excellenz, in meiner Sphäre ist's auch Krieg, den ich mit allen denjenigen führe, welchen ich etwas abkaufe."

„Du hast also kein Geld mehr?"

„Nein! Excellenz."

„Ich besitze auch keins."

„Excellenz!"

„Du erschrickst? Du mußt von mir nichts Unbilliges verlangen, lieber Bernhard. Ich hatte schon als guter Christ niemals Geld vorräthig; wie soll ich jetzt dazu kommen, wo ich nur ein miserabler Moslem bin?"

„Eure Excellenz wollen die Gnade haben zu be-

denken, daß ich ohne Geld nicht Haus halten kann."

„Das ist wahr, geh' zum holländischen Gesandten."

„Eure Excellenz, wir sind in Widdin und nicht in Konstantinopel . . ."

„Teufel, Du hast recht! Indessen will ich Dir in's Gedächtniß zurückrufen, was Dir einzuschärfen ich mir bereits einmal die Mühe nahm. Jeder meiner Haushofmeister hatte nämlich zweierlei Pflichten zu besorgen: die Pflichten von Innen und die Pflichten von Außen. Die ersteren bestehen in der Leitung des Hauswesens, die letzteren in der Sorge, das Nöthige hiezu jedes Mal herbeizuschaffen. Wo Du Geld hernimmst, das ist Deine Sache, das Zahlen, sobald ich die paar lumpigen Beutel erhalte, geht mich an. So hab' ich's gehalten in Wien, Brüssel und Mailand, so halt' ich's auch in Konstantinopel. Und nun, da wir, wie Du gewünscht, das Wichtigste erledigt haben, so befiehl das Bad zu bereiten. Für den Grafen de la Tour bin ich im Bade zu sprechen, sonst für Niemanden."

Somit endigte die Scene zwischen dem Pascha und seinem christlichen Haushofmeister.

Jene von unseren Lesern, die bereits Gelegenheit hatten, diesen merkwürdigen Abenteurer aus einer unserer früheren Erzählungen „der Graf von Bonneval“ kennen zu lernen, werden bemerkt haben, daß er wohl seine Religion und seine Kleider gewechselt hatte, daß er aber trotzdem noch immer der frühere leichtfertige Lebemann geblieben war, Cavalier und Franzose in der ganzen Bedeutung mit allen Tugenden und Fehlern, mit allen Stärken und Schwächen eines Charakters.

Wir benutzen die Frist, welche der Pascha im Bade zubrachte, bis sein natürlicher Sohn sich bei ihm einfand, uns ausschließlich mit dem Pascha zu beschäftigen.

Der Graf von Bonneval ist eine zu interessante Persönlichkeit, als daß es den Leser nicht interessiren sollte, von seinem Leben in der Türkei zu hören. Wir folgen dabei, sowie bisher, getreulich seinen eigenen Aufzeichnungen.

Eilftes Kapitel.

Vor und in Widdin.

(Fortsetzung.)

Daß ein Atheist, wie der Graf von Bonneval, mit dem Fanatismus der Moslemim für ihren Glauben, in Conflict gerathen werde, ließ sich voraussehen.

Haß gegen Oesterreich und der Wunsch, seine Rache zu befriedigen, trieben den Abenteurer in die Arme des Propheten, da er nach dem damaligen Stande der Politik, hier der österreichischen Regierung am meisten schaden konnte.

Dies gelang ihm auch — sein glühendster Wunsch, Belgrad wieder in die Gewalt der Moslemim zu bringen, sollte bald in Erfüllung gehen.

Daß ihm dabei in Wien von einer gewissen Partei vortrefflich in die Hände gearbeitet wurde, darf freilich nicht unerwähnt bleiben.

Der erste Wirkungskreis, den er von der Pforte zugewiesen erhielt, war eine kleine Statthalterschaft am äußersten Ende des Schwarzen Meeres, gegen die kleine Tartarei hin gelegen.

Er suchte sich hier durch Sorgfalt für das Wohl der Unterthanen und durch strenge Handhabung des Rechtes beliebt zu machen.

Er hielt oft offene Tafel, lebte heimlich nach französischer, öffentlich nach türkischer Sitte.

Er erleichterte das Loos der Leibeigenen und, um nur ein Beispiel von seiner Justiz anzugeben, ließ er einen griechischen Popen, der innerhalb acht Tagen 33 Schandthaten beging, — entmannen.

Eines Tages kam eine hübsche junge Türkin zu ihm und beschwerte sich über die Vernachlässigung von Seite ihres Gatten.

Bei dieser Gelegenheit entschleierte sich die Türkin vor dem Pascha, was nach der dortigen Sitte so viel bedeutet, daß sie ihrem Gatten entsage und demjenigen zugethan sei, dem sie sich entschleiert gezeigt.

Bonneval nahm die Türkin zu sich und vermählte sich mit ihr. Sie gestand ihm später, daß seine Erscheinung zu Pferde ihr Herz in Liebe entzündet, und daß sie die Klage gegen ihren Mann nur geführt habe, um die Gattin des Pascha's zu werden.

Diese Türkin war es, welche, wie in der Ge-

schichte mit dem Derwische erzählt wurde, auf die Bestrafung der jungen Sklavin gedrungen hatte.

Ein Janitscharen-Tumult führte Bonneval zurück nach Konstantinopel, wo er seine Organisation der türkischen Armee und seine politischen Agitationen gegen Oesterreich begann.

Der Sultan schenkte ihm ein, nur eine Stunde von Konstantinopel entferntes Schloß, welches er für sich herrichten ließ und bezog.

Er lebte in großartigem Stile.

Im Stalle 20 Pferde, im Hause 25 Diener, ein französischer Koch, ein deutscher Haushofmeister, im Harem sechs Frauen, drei Türkinnen und drei Christinnen, deren jede mehrere Sklavinnen zur Bedienung hatte.

Unter den Christinnen befand sich auch die Engländerin Cäcilie, die dem Grafen bereits in Deutschland und in den Niederlanden mit treuer Liebe anhing und daher auch den Vorzug genoß, seine erste Frau zu sein.

Auch die beiden anderen, eine Deutsche und eine Marseillerin, waren ebenfalls ehemalige Bekannte Bonneval's und kamen mit Cäcilie nach gemeinschaftlich

viel überstandenen Gefahren gleichzeitig in Konstantinopel an, wo ihre Ankunft, wegen der Herzhaftigkeit, die sie bewiesen, und wegen der Treue, mit welcher sie dem Pascha anhingen, großes Aufsehen erregte.

Selbst der Sultan ließ sich von Bonneval die Geschichte der drei Frauen erzählen, der Graf mußte sie zu Papier bringen, worauf sie in der Landessprache durch den Druck veröffentlicht wurde. Die Gnade des Sultans ging so weit, diesen drei Christinnen das dem Pascha geschenkte Schloß für den Fall dessen zeitlichen Ablebens erblich zu überlassen.

Die drei türkischen Frauen waren die bereits erwähnte Türkin und zwei Perserinnen, welche der Pascha auf dem Bazar in Konstantinopel gekauft hatte.

Aeußerst merkwürdig ist das Geständniß Bonneval's, daß er sich bloß deshalb sechs Frauen angeschafft, weil dies die kleinste Zahl ist, welche ein Mann von seiner Stellung und Würde der Sitte gemäß zu halten verpflichtet sei.

Uebrigens gibt der Pascha seinen Frauen das beste Zeugniß.

„In dem ganzen ottomanischen Reiche“ — schreibt er — „wird schwerlich dergleichen Freude und Einigkeit in einem Hause wie in dem meinigen und unter denen Weibern angetroffen werden; denn nachdem meine sechs Frauen vollkommen einig sind, auch ihre Leibeignen ihnen darinnen nacharten, so ist weder Eifersucht noch andere verworrene Händel und Ungelegenheit darinnen zu vernehmen. Ich liebe sie, oder ich scheine vielmehr sie in gleichem Maaße zu lieben; insonderheit ermahnen mich die drei Christinnen, den übrigen fast mehr als ihnen selbst meine Freundschaft an den Tag zu legen.“

Nun folgt eine kurze, nicht minder interessante Beschreibung der Lebensweise seiner Frauen.

„Die Wart und Verpflegung an Kleidern, Geräthen und anderen Dingen, die ein Weib wünschen kann, sind für Alle durchgehends gleich eingerichtet, worunter sie zur Arbeit sich selbst eine Lust gemacht.“

„Zu dem Ende hat die Engländerin mit ihren Gespielinnen eine gewisse Ordnung untereinander aufgerichtet, vermöge welcher sie in einem großen Saale arbeiten, den Gewinn in gleiche

Theile theilen und dafür sich allerhand Lustbarkeiten anschaffen."

„Bei hübschem Wetter spazieren sie in den Gärten oder genießen auf der Terrasse über ihrer Wohnung der freien Luft. Indem sie sich selbst auf tausenderlei Arten miteinander zu unterhalten wissen, so hört man sie den ganzen Tag unter Singen und Lachen zubringen."

„Die Engländerin, welche jede Neigung der übrigen kennt, gibt sich die Mühe, daß jede von ihnen sich vergnüge, weshalb auch noch keine von ihnen erkrankt ist."

„Ich komme nur des Abends in ihre Gesellschaft, wo wir nach französischer Art speisen, woran die Türkin und Persianerinnen sich nach und nach gewöhnt haben; darauf singen sie, musiciren, tanzen, führen auch zuweilen kleine Komödien auf, welche die Engländerin ihnen angibt, die selbst etliche dergleichen Stücke verfaßt, so meiner Meinung auch Anderen nicht mißfallen würden, eine dieser Komödien behandelt ihre eigenen Schicksale und ist mit aller Kunst und Artigkeit zusammengesetzt."

„Solcher Gestalt bin ich voll Hochachtung

und Vertrauen gegen die Engländerin; an die Deutsche fesselt mich die Erkenntlichkeit; während ich die Marseillianerin, die mit dankbarer Zärtlichkeit an mir hängt, ungemein liebe."

„Wären diese drei christlichen Frauen nicht zu mir nach Konstantinopel gekommen, so hätte die Türkin und die zwei Persianerinnen sich meiner vollkommensten Zuneigung rühmen können."

Bonneval, obwohl Atheist, suchte doch in Glaubenssachen, womit bei den Türken nicht zu scherzen, den Schein zu bewahren, geschah es auch nur, um seinen politischen Einfluß nicht zu verlieren.

Er ging wöchentlich einmal in die Moschee, hielt eine Zeit lang einen Derwisch, nahm die seiner Würde vorgeschriebenen sechs Frauen, bezog aber dabei seinen Wein aus Chios und hielt mehr christliche als türkische Diener.

Um das religiöse Gefühl seiner drei christlichen Frauen zu befriedigen, mußte wöchentlich ein Missionair heimlich in's Haus kommen und den Gottesdienst verrichten, wobei natürlich nur mit größter Behutsamkeit zu Werke gegangen werden mußte.

Die Engländerin, als seine erste Frau, obwohl im Alter schon vorgerückt, scheint bei ihm den meisten Einfluß besessen zu haben. Aus den ihm ertheilten Ermahnungen und Reden, die er wörtlich anführt, sprechen Bildung, Verstand und kluge Mäßigung.

Bezüglich seines Religionswechsels sprach sie oft die Hoffnung aus, „daß Gott seine sittlichen Tugenden ansehen und ihn als einen Christen werde sterben lassen.“

„Aus all' dem“ — schreibt Bonneval — „könnt Ihr mein gegenwärtiges Leben entnehmen, meine Sachen stehen so gut wie möglich, obwohl ich schon ein Alter von zweiundsechzig Jahren erreicht habe, befinde ich mich dennoch bei vollkommener Gesundheit. Zwei oder dreimal in der Woche verfüge ich mich nach Konstantinopel, um die Truppen zu exerciren, während welcher Zeit ich zugleich beim Hofe und den vornehmen Officieren meine Aufwartung mache. Alle Monate pflege ich einmal bei dem Groß-Mufti zu speisen, die übrige Zeit aber bringe ich in meinem Hause, mit Jagen und Spazierengehen zu. Bis gegen Abend habe ich täglich Gesellschaft bei mir, worauf ich mich zu

meinen Frauen verfüge, wo ich die beste Gesellschaft von der Welt antreffe."

„Alles und Jedes wäre schon gut, wenn man nicht sterben müßte. Achilles ist gestorben. Und warum willst Du nicht sterben? sprach dort Ulysses zu Thersites. Derohalben muß man thun, was so Viele schon voraus gethan haben."

„Ich hinterlasse keine ehelichen Kinder, derohalben meine Anverwandten sich nicht ärgern dürfen, türkische Verwandtschaft zu besitzen."

„Ich lebe hier, wie bisher immer, mit Ehren, ich kann mich rühmen, daß der Name Bonneval allhier mehr wie früher an einem Orte gekannt und geehrt wird. Ich gestehe, daß man dasjenige, was ich gethan, als eine Narrheit ansieht, und will nicht sagen, was ich selbst davon halte; im Falle ich es selbst mißbillige, so muß ich mir doch, als einer geschehenen Sache halber, selbst vergeben."

Nachfolgende Stelle, noch vor dem Ausbruche des Krieges mit Oesterreich geschrieben, gibt ein Bild von seiner Stimmung gegen Oesterreich.

Nachdem er das Geständniß ablegt, daß seine

Leidenschaften nicht mehr so heftig, sein Ungestüm verschwunden, schreibt er:

„Jedoch behält noch eine Leidenschaft bei mir die völlige Oberhand, welche allem Anschein nach nicht eher als mit meinem Leben endigen wird. Auf daß ich nämlich an die Spitze einer Armee von 30- oder 40,000 Mann mich stellen und diejenigen, welche den deutschen Kaiser zu dem, was mir geschehen, verleitet haben, mit Nachdruck empfinden lassen könnte, daß ich von jener Menschengattung nicht sei, mit welchen man nach Wohlgefallen, ohne weitere Folge umgehen und der Sache entweder zuviel oder zuwenig thun kann."

Ehe wir zu unserer eigentlichen Erzählung zurückkehren, sei auch des „Memorandums" erwähnt, das Bonneval dem Sultan vor dem Ausbruche des Krieges überreichte und welches die Aufschrift führt: „Bewegungsgründe, warum die hohe Pforte den Kaiser und Deutschland bekriegen solle."

Dieses interessante Actenstück wurde im Lande als Kriegsmanifest veröffentlicht und begeisterte die Moslemim zum Kampfe.

Ein zweites Aktenstück: „Absonderliche Vorstellung, auf welche Weise die ottomanischen Waffen mit gutem Erfolg gegen die Deutschen zu führen" bewegt sich auf militairischem Gebiete mit derselben Erfahrung und dem nämlichen Scharfblicke wie das erstere auf politischem Boden.

Die Agitationen in Ungarn und Siebenbürgen, die Wahl des Prinzen Rakoczy als Maschine waren ebenfalls Bonneval's Werk. Die Wünsche der Ungarn sollten erfüllt werden, „ohne sie zu türkischen Unterthanen machen zu wollen."

„Ich habe" — schreibt Bonneval — „auf des Divans hohen Befehl ein Manifest verfassen müssen, welches mit dem Prinzen Rakoczy und einigen in Geheim uns wohlgesinnten Ungarn aufgesetzt und nachdem solches dermalen in des Großveziers Händen schon ist, so wird dasselbe gleich bei Anfang des Krieges öffentlich kundgemacht werden."

Dieses Manifest war ohne Zweifel schon früher entworfen, ist jedoch erst vom 28. Januar 1738, also nach Beendigung des ersten Feldzuges, datirt, wovon später die Rede sein wird.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehren wir wieder

zu unserer Erzählung zurück und betreten das Badegemach des Grafen von Bonneval gleichzeitig mit dem Grafen de la Tour, dem natürlichen Sohne des Renegaten . . .

. . . Bonneval, in einen weiten Bademantel gehüllt, lag in einem kleinen Marmorbecken ausgestreckt, umspielt von der klaren Flut.

Graf de la Tour eilte zu ihm und drückte ihm einen Kuß auf die Stirn.

„Willkommen, Cäsar!“ rief der Renegat dem Sohne entgegen; „ich athme leichter, denn ich weiß Sie wieder in meiner Nähe, fern von Gefahr.“

„Gefahr? als ob ich je daran denken würde?“

„Eben deshalb, mein Herr Sohn, eben deshalb weil Sie nicht daran denken, zittere ich.“

„Als ob der Graf Alexander von Bonneval je im Leben gezittert hätte!“

„Wo es das Wohl theuerer Personen gilt, hört der Mann auf und der Mensch fängt an. Und daß Sie meinem Herzen theuer sind, brauche ich das wohl zu versichern?“

Graf de la Tour küßte den Vater abermals und versetzte begeistert:

„Ich kenne Ihr Herz, Herr Vater, kenne den Schatz von Liebe, den es birgt, und bedarf keiner Versicherung. Erlauben Sie, daß ich von meiner Sendung spreche?“

„Welcher Eifer für unsere Sache!“

„Vielleicht bloß für die Ehre und den Ruhm meines Herrn Vaters.“

„Diese gehen mit dem Vortheile der hohen Pforte, den ich „unsere Sache“ nenne, Hand in Hand. Ich habe mich mit diesem Reiche identificirt.“

„Und ich mit Ihnen, Herr Vater. Deshalb habe ich auch immer Ihre Größe vor Augen.“

„Ich danke Ihnen auf's Innigste für Ihre Anhänglichkeit und Aufopferung. Kaum aus Wien in Konstantinopel angelangt, eilten Sie nach flüchtigem Willkommen nach Serbien.“

„Weil ich nicht wollte, daß eine wichtige Sendung möglicher Weise treulosen Händen anvertraut werde.“

„Sie wissen aber, wie gefährlich Missionen vor dem Feinde sind? Indessen, ich danke dem Geschicke, welches Sie mir wiedergibt. Wie stehen die Dinge in beiden Serbien?“

„Den Umständen nach besser als zu erwarten war."

„Ist es den Oesterreichern gelungen, unser Landvolk zu insurgiren?"

„Der Erfolg ist ein geringer. Die Aufgabe wurde dem Obersten Lentulus zu Theil, der gleichzeitig die Verbindung zwischen dem österreichischen Armeecorps in Serbien und Bosnien herstellen sollte; indessen wird er vom Armeecommandanten nur schwach unterstützt; denn bekanntlich sind die Dienstgamaschen die natürlichen Feinde aller Nationalmiliz, daher man die Insurrection so viel wie möglich vermeiden möchte."

„Um so besser, um so besser!" rief, freudig bewegt, der im Bade sitzende Pascha.

„Abgesehen von diesem Widerwillen und der daraus entspringenden Lässigkeit", fuhr Cäsar in seinem Berichte fort, „traut das Landvolk den Deutschen nicht und fürchtet, wenn es sich gegen seinen Herrn, den Sultan empört haben würde, von den Oesterreichern im Stiche gelassen zu werden."

„Teufel, dieses Volk ist vorsichtig!"

„Die Insurrection kann daher schon in diesem Momente als gescheitert angesehen werden. . . ."

„Vortrefflich! Wenn wir im Inneren nichts zu besorgen haben, wird Widdin sich halten, bis Mohammed Pascha angelangt sein wird. Unter uns, Cäsar, mir war bange um dieses Land; die Hand der Türken ruht hart und schwer auf dem Nacken der Christen im Lande. Wie viele Mühe gab ich mir schon, hierin eine Aenderung zu veranlassen! Alles umsonst! Die Türken sind ein fanatisches, barbarisches Volk und hängen an ihren verwitterten Bräuchen, wie der Hund an einem abgenagten Knochen. Deshalb fürchtete ich einen allgemeinen Aufstand in Serbien, Bosnien und Albanien; bedenke nur, der Moskowiter hat uns in Bessarabien angefallen, General Münnich hat Oczakow bereits genommen, Oesterreich greift uns hier an, zwei mächtige Feinde hängen sich an unseren Leib; wenn noch ein inneres Uebel ausbräche, dann reicht unsere Wehrkraft nicht aus. Wie gesagt, mir war bange, jetzt bin ich ruhiger, wir werden die russischen Fortschritte auf jener Seite durch günstige Erfolge auf dieser paralysiren; verlieren wir dort ein Stück Land, werden wir hier ein anderes Stück zurückerobern; Belgrad, Belgrad ist das Losungswort.“

Graf de la Tour begann, als sein Vater inne hielt:

„Nachdem das Mißtrauen und die Furcht des Landvolkes mich einerseits beruhigte, blieb ich andererseits nicht unthätig und brachte mit Hilfe unserer Freunde im Lande zahreiche Haiduckenbanden auf, welche dem österreichischen Heere bezüglich der Verproviantirung alle erdenklichen Hindernisse in den Weg legen, jeden möglichen Abbruch thun müssen. Dies, vereinigt mit den schlechten Anstalten unserer Feinde, hatte auch bereits zur Folge, daß im jenseitigen Lager Mangel eingetreten ist und der Mißmuth der Soldaten darüber laut zu werden anfängt. Man beschuldigt Seckendorf des Geizes ...“

„Der arme Seckendorf!“ rief Bonneval mit dem Ausdrucke der Heiterkeit, „er wird sein Renommée einbüßen, wird Rechenschaft geben müssen, weil er mit gebundenen Händen nicht gesiegt hat. Und doch ist er unter allen Pygmäen, die uns gegenüberstehen, der Einzige von Talent. Wird er vom Obercommando entfernt und wenn der Anschlag auf Widdin mißlingt, haben wir die beste Aussicht dazu, dann ist unser Spiel halb gewonnen. Wer immer nach ihm kommt, ist weniger zu fürchten wie er.“

„Halten Sie, Herr Vater, Seckendorf wirklich für ein Feldherrntalent?“

„Hören Sie mich an, Cäsar! Der verstorbene Prinz Eugen war ein großer Feldherr, er verstand die seltene Kunst, mit einem kleinen, schlecht geübten, schlecht genährten Heere einen sieghaften Feind nicht bloß aufzuhalten, sondern ihm auch im entscheidenden Augenblicke den Sieg aus den Händen zu reißen. Das war viel, gewiß sehr viel. Denken Sie sich aber selbst einen Eugen an Seckendorf's Stelle, meinen Sie, daß er aus Steinen Brod erzeugen, Wasser in Wein verwandeln, Quellen aus Felsen schlagen und ohne Schiffe Ströme übersetzen kann? Männer, wie Eugen, können Großes leisten; allein Wunder erzeugen, ist ihnen ebenfalls unmöglich. Eugen war nicht bloß Feldherr, sondern auch Präsident des Hofkriegsrathes, als Letzterer bereitete er vor, um als Ersterer siegen zu können. Seckendorf ist ein Talent, allein selbst ein Eugen an seiner Stelle würde unterliegen. Doch jetzt genug davon, mein Sohn, kommen wir auf unsere Familienangelegenheiten zu sprechen!“

„Bevor wir damit beginnen, Herr Vater, erlauben

Sie mir die Anzeige, daß ich ein halbes Dutzend Gefangener eingebracht habe."

„Wie kommen Sie dazu?"

„Sie wurden bei Kalami von einer Haiducken-bande aufgegriffen."

„Was wünschen Sie, daß mit ihnen geschehe?"

„Die Gemeinen mögen hier bleiben, um gelegentlich gegen Unsrige ausgewechselt zu werden; was jedoch die beiden Unterofficiere betrifft, so wünschte ich, daß sie mir zur Verfügung gestellt würden, sie sind vom Regimente Hohen-Ems, in dem zu dienen ich die Ehre genoß."

Der Pascha lachte.

„Sie wagten damals viel", versetzte er; „indessen das Geschick war Ihnen hold, es leitete Sie wohlerhalten aus der Gefahr und ich danke ihm dafür. Ihr Wunsch, bezüglich der Gefangenen, sei Ihnen gewährt."

Der nun folgende Theil der Unterhaltung zwischen Bonneval und seinem Sohne bewegte sich in einem anderen Kreise.

Bonneval äußerte Unruhe, daß ihm von Konstantinopel keine befriedigende Nachricht werde.

„Zwölf Personen“, sagte er, „überwachen alle Reisenden, welche zu Lande oder zu Meer in der Hauptstadt anlangen, und noch ist ihnen keine Spur von der Marchesa geworden.“

„Ich bin trostlos, Herr Vater, Ihnen grade in dieser wichtigen Angelegenheit so schlecht gedient zu haben.“

„Cäsar, mißverstehen Sie mich nicht, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht daran denke, mit meinen Worten den geringsten Vorwurf zu verbinden. Sie hatten mit einer Schlange zu thun und die ist Ihnen entschlüpft.“

„Bis Venedig verfolgten ich und Marquard Depaul glücklich ihre Spur, hier hieß es, sie sei mit einem Jünglinge zu Schiffe gegangen. Wir eilten nach Konstantinopel; . . . doch die Gräfin von Olonne war noch nicht angekommen und säumt noch immer, es zu thun.“

„Sie wird kommen, sie wird . . .“

„Ich zweifle nicht daran, und mir bangt vor der Art des Angriffs, den sie vorbereitet.“

„Wir müssen auf das Aergste gefaßt sein.“

„Ich war dies von dem Augenblicke an, als ich

erfuhr, Albin befinde sich in der Hand meiner Tod-feindin."

„Was mag sie wohl beabsichtigen?"

„Wer wagt es zu errathen, was die Rachsucht eines boshaften Weibes zu unternehmen vermag? Eine Beruhigung genieße ich indessen, nämlich die, daß sie den Jüngling zu tödten nicht die Absicht hat, sonst würde sie es bereits gethan haben."

„In jedem Falle wird sie den Raub lebend nach Konstantinopel bringen, in welcher Weise sie dann ihre Rache zu kühlen gedenkt, ist unbestimmt, jedenfalls werden wir von ihr hören."

So weit war die Unterhaltung vorgeschritten, als der Haushofmeister rasch eintrat und dem Grafen de la Tour ein Schreiben übergab.

Nachdem Cäsar die Adresse angesehen, sagte er: „Aus Konstantinopel von Marquard Depaul!"

„Lesen Sie, Herr Sohn, lesen Sie!" rief Bonneval.

Der junge Graf las: „Hochgeehrter Herr Graf!"

„Ich beeile mich, Ihnen diese Zeilen, Ihrem Wunsche gemäß, durch den mir zur Disposition gestellten Courier zu senden.

„Die Marchesa Vendetta ist hier angekommen; doch ist sie allein, von Albin keine Spur.

„Ich bitte Sie, so schnell als möglich hierher zurückzukehren, denn ich bin hier durch Ihre Fürsorge wohl geschützt, vermag jedoch allein in einer fremden Stadt, der Sprachen unkundig, nichts zu unternehmen.

„In der Hoffnung, Sie ehestens zu sehen, zeichne ich u. s. w.

„Postscriptum.

„Die Marchesa weiß nicht, daß ich mich hier befinde, und ahnt nicht, daß wir von ihrer Ankunft Kenntniß besitzen, ich erfuhr dies durch einen Zufall."

„Die letzte Zeile", bemerkte Bonneval, „ist das Klügste am ganzen Briefe; indessen ist keine Zeit zu verlieren."

„In einer Stunde bin ich auf dem Wege nach Konstantinopel."

„Eilen Sie, fliegen Sie!"

Der Sohn küßte wahrlich flüchtig den Vater.

„Cäsar, vergessen Sie Eines nicht."

„Und dieses ist, Herr Vater?"

„Daß unsere Gegnerin die Gräfin von Olonne ist."

„Ich werde das nicht vergessen. Leben Sie wohl!“

„Adieu Cäsar, ich empfehle Sie dem Schutze Ihres Geistes. Sobald Widdin gerettet ist, sehen wir uns daheim wieder!“

Vater und Sohn trennten sich; jener blieb, um gegen ein Heer, dieser ging, um gegen eine Schlange zu kämpfen.

Wir werden dem Letzteren folgen; bevor wir es jedoch thun, bleibt uns ein Zusammentreffen zu erzählen übrig.

Zwölftes Kapitel.

Gefangene und Flüchtlinge treffen sich.

Auf dem Platze in Widdin, von türkischen Wachen umgeben, standen sechs gefangene österreichische Soldaten.

Die Armen sahen in ihrer Montur sowohl, wie in ihrem ganzen Aeußeren sehr herabgekommen aus.

„Corporal Iserle!“

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Werden wir hier von diesem gemeinen Volke nicht angeglotzt, wie die wilden Bestien in der Menagerie des seligen Prinzen Eugen im Belvedère von den Wienern angegafft wurden?"

„Leider ist es so!" versetzte der lange Corporal.

„Und so weit mußte es mit braven Soldaten kommen!"

„Uud warum dies Alles?"

„Nun, Corporal Iserle, warum dies Alles? Beantwortet doch Eure eigene Frage!"

„Alles wegen der fatalen Werbung auf dem Burgplatze."

„Corporal Iserle, reizet mich nicht, oder ich vergesse das Reglement und wünsche Euch sechzig Hufnägel in die Gedärme, Ihr vermaledeiter Linsenklauber!"

„Herr Wachtmeister! diesen Schimpf . . ."

„Dieser Schimpf gilt nicht dem Corporal Iserle, sondern bloß meinem Mitgefangenen."

„Wenn's also ist, dann erlaube ich mir, nicht dem Wachtmeister Schebesta, sondern meinem Mitgefangenen zu repliziren, daß Sie an all' unserem Unglücke Schuld sind; denn hätten Sie nicht einen Einsiedler statt eines simplen Rekruten angeworben, wir

hätten uns die Verfolgung des leibhaftigen Satanas nicht zugezogen. Und wer ist dieser Hans Bergmann sonst? Ich habe es Ihnen gleich gesagt, der Teufel reite sein Pferd, hätten Sie damals den Regimentspater holen lassen . . . ."

„Iserle, Ihr redet manches Mal wie Einer, der die Weisheit mit Vorlegelöffeln gegessen hat, manches Mal aber fließt dummes Zeug über Euere Lippen, und ich glaube einen besoffenen Frosch zu hören. Wenn ich den Bergmann nicht angeworben hätte, so würden die Räuber wahrscheinlich das Garaus mit uns gemacht haben, wir verdanken also ihm das Leben . . . ."

„Und die Gefangenschaft . . . ."

„Das ist wahr, item wir können noch ranzionirt werden."

„Ja, wir können, ich setze aber wenig Hoffnung darauf."

„Meinet Ihr?"

„Es ist eine ausgemachte Sache, daß das Regiment Hohen-Ems von Oben nicht mehr protegirt wird."

Der Wachtmeister wirbelte seinen Schnurrbart im Kreise, schaute, düster sinnend, vor sich auf den Boden und murmelte dann: „Wenn man nur wüßte, was

man thun soll, um den Alten wieder auszusöhnen?"

Plötzlich auffahrend, rief er: „Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Wann haben wir Geldtag?"

„Dem Monatdatum nach, sollte er heute sein, da wir aber Gefangene sind, werden wir muthmaßlich keine Löhnung fassen."

„Keine Löhnung! Ist das ein Hundeleben! Und ich fühle Hunger . . . ."

„Und ich Durst . . ."

„Habt Ihr kein Geld mehr vorräthig?"

„Nicht einen Pfenning; ich bin leer, wie eine Kirchenmaus."

„Trompeter!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Wie sieht es in Euerem Säckel aus?"

„Finster, wie in einem Stockhause. Meine Kehle ist trocken, wie eine alte Kanone, die zehn Jahre vor der Hauptwache steht. Es ist ein Glück, daß das Räubergesindel mir die Trompete genommen hat, denn jetzt brächte ich keinen Ton heraus und wenn man mir einen Platz im Paradiese dafür böte."

„Was ist's mit Euch Kürassiere, ist noch Jemand unter Euch, der etwas Geld besitzt?"

Die übrigen drei Gefangenen schüttelten traurig die Köpfe.

„Das sind die Folgen, wenn man nicht sparsam ist, wenn man von Geldtag zu Geldtag Alles verludert . . . Alle Teufel! . . . Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Seht Euch den Civilisten an, der da aus dem Hause tritt."

„O, o, Herr Wachtmeister!"

„Erkennt Ihr ihn ebenfalls?"

„Wie sollt' ich nicht? Es ist, wie er leibt und lebt, der Baron Falk von Mauerbach."

Und so war es auch.

Schebesta hatte kaum durch diese Zustimmung des Corporals die Ueberzeugung gewonnen, daß er sich nicht täusche, als er auch schon rief: „Herr Baron Falk! ich bitte, auf Ein Wort!"

Editha's Vater, erstaunt, sich in deutscher Sprache anrufen zu hören, blickte um sich und sah die kaiserlichen Soldaten.

Da er aus Furcht, des Hochverrathes angeklagt

zu werden, aus Oesterreich entflohen war und sich hier im feindlichen Lager befand, so brachte der Anblick kaiserlicher Soldaten bei ihm keine angenehme Wirkung hervor.

Sein Auge verfinsterte sich, wendete sich von dem Häuflein ab, und er war schon gesonnen, seinen Weg fortzusetzen, als der Wachtmeister, den der Gedanke, daß heute Geldtag sei und daß er keine Löhnung fassen werde, zur Verzweiflung brachte, ihn noch einmal anrief.

Der Baron bedachte sich eines Besseren und näherte sich den Gefangenen.

„Um Gott, Herr Baron", redete ihn die alte Kriegsgurgel kläglich an, „erkennen Sie einen alten Bekannten nicht wieder?"

„Wenn ich mich nicht irre", antwortete der Freiherr kühl, „sind Sie jener Wachtmeister, der zu Mauerbach ..."

„Ja, Herr Baron", fiel ihm der Unterofficier in's Wort, „ich bin der Wachtmeister Schebesta von Hohen-Ems-Kürassier, der in Ihrem Edelhofe zu Mauerbach im Quartier lag, ich bin mit fünf Untergebenen, die

Sie hier sehen, Kriegsgefangener; stehen Sie uns armen Oesterreichern bei!"

„Worin soll ich Euch helfen? Ich bin ja selbst ... ich bin hier nicht daheim."

„Sie sind aber frei und wir sind gefangen. Wir besitzen kein Brod, kein Geld, es ist zwar miserable, daß Soldaten vom Regimente Hohen-Ems auf öffentlicher Straße die Mildthätigkeit Anderer ansprechen müssen, item Noth kennt kein Gebot, und Sie, Herr Baron, sind ein Christ wie wir, sind überdies unser Landsmann, wenn Sie auch, wie ich jetzt erst wahrnehme, ungarische Gewänder am Leibe tragen."

Herr von Falk besann sich eine Weile.

Er befand sich als Flüchtling und Malcontenter im türkischen Lager, sein Verkehr mit österreichischen Soldaten war geeignet, ihn in den Augen der Moslemim zu compromittiren; er entschloß sich daher, sich dem Anblicke des Wachtmeisters und der Soldaten zu entziehen.

Um dies jedoch mit einigem Anstande und mit dem Schein der Theilnahme zu thun, versprach er ihm, sich sogleich beim Festungscommandanten zu verwenden

und ihm eine Unterstützung zuzusenden, worauf er sich hastig entfernte.

„Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Was haltet Ihr von dem Baron?"

„Er trägt ungarische Gewänder, geht hier mitten unter dem Feinde ungefährdet herum; das ist Beweis genug, daß er ein Rebell gegen kaiserliche Majestät ist."

„So ist's, Corporal Iserle. Der Baron ist einer von den Malcontenten, die hier wie Raben unter Dohlen herumspazieren und es mit dem vermaledeiten Hauptrebellen, dem Rakoczy halten. Ich wollte, sie alle säßen auf einer prompt gefüllten Mine; ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, sie sammt und sonders in die Luft zu sprengen."

„Herr Wachtmeister!"

„Was wollt Ihr, Trompeter?"

„Nehmen wir den Fall an, die Malcontenten seien alle von Ihnen schon in die Luft gesgrengt, wird damit unser Hunger gestillt?"

„Oder", setzte Iserle hinzu, „unser Durst gelöscht?"

„Wahr ist's", versetzte Schebesta, „Corporal und Trompeter haben Recht; item es wäre aber doch gut,

sie zu vertilgen, zu Seiner Majestät Satisfaction und um uns neue Meriten zu sammeln....

„Um Gotteswillen, Herr Wachtmeister!" rief Iserle ängstlich, „nehmen Sie sich nicht wieder vor, Meriten zu sammeln; denn so oft Sie mit solchem Gedanken schwanger gingen, ist uns jedes Mal ein Unglück arrivirt."

So weit war die Unterhaltung gediehen, als aus dem nämlichen Hause, aus dem vorhin Baron Falk herauskam, ein vornehmer Türke trat und mit dem Anführer der Wache sprach, worauf dieser den Wachen und den Gefangenen durch Pantomimen bedeutete, in das Haus zu treten, was auch geschah.

Die kleine Truppe befand sich nun in der Flur des Hauses, und die Oesterreicher schaueten sich stumm an, in ihren Mienen war die Frage zu lesen: „Was wird nun mit uns geschehen?"

Die Antwort darauf erfolgte sogleich.

Eine junge Dame in deutschen Gewändern näherte sich ihnen, Schebesta und Iserle erkannten das Fräulein von Falk.

Die Unterofficiere schöpften neue Hoffnungen.

„Fräulein Editha!" rief der Wachtmeister mit freudigem Tone, „auch Sie sind hier?"

„Auch ich bin hier!“ erwiderte die Jungfrau traurig.

„O, du lieber Himmel, wie Sie aussehen! Waren Sie krank?“

„Krank an der Seele.“

„Ich zweifle, daß unser Feldscheer sammt seinen Gesellen Sie von diesem Uebel heilen könnte, zumal er oft nicht im Stande ist, ein ordinaires Fieber zu vertreiben.“

„Gram und Kummer zehren an meinem Herzen . . .“

„Das sind zwei abscheuliche Schmarotzer, item es wird schon besser werden. Ach, Fräulein, an Ihrem Herzen zehren Gram und Kummer, und an den unsrigen Hunger und Durst.“

„Ihr sollt sogleich Speise und Trank erhalten, ich sah Euch vom Fenster aus auf der Straße stehen, Euer mißliches Aussehen verrieth mir Euere Lage und ich beschloß, Euch beizustehen.“

„Nicht wahr, theueres Fräulein, wir sehen höchst miserable aus? ganz gegen alles Reglement.“

„Ihr wurdet kriegsgefangen?“

Schebesta bejahte diese Frage.

„Und Sie, Fräulein, wie kommen Sie hieher?" fragte Iserle.

„Ich habe keinen Grund, Euch die Wahrheit zu verschweigen, ich mußte meinem Vater folgen, der als Theilnehmer an den Plänen des Fürsten Rakoczy die Flucht zu ergreifen gezwungen war."

„Und haben auch Sie conspirirt?"

„Ich ahnte nichts, erst in der letzten Stunde, als die Gefahr bereits hereingebrochen war, erfuhr ich Alles."

„Und was ist's mit dem älteren Depaul, wo befindet er sich?"

„Das Auge des Fräuleins wurde feucht, eine Perle glänzte darin.

„Ich weiß nichts von ihm", flüsterte sie, „wir wurden getrennt, da die Abreise des Vaters plötzlich erfolgte."

„Weiß er, wohin Ihre Reise ging?"

„Im Falle er in Mauerbach nachgeforscht hat, dürfte ihm das Ziel unserer Reise wohl bekannt geworden sein."

„Der junge Mann wird dies zu thun nicht ermangelt haben", bemerkte Iserle; „denn so weit meine

Experienz in Liebesdingen reicht, glaube ich schließen zu dürfen, daß er Sie veritable geliebt hat."

„Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Ihr werdet angewiesen, Euere Liebesexperienz im Regimentsdèpôt Eueres Gehirnes deponirt sein zu lassen, weil wir uns gar nicht in der Situation befinden, von dergleichen anständigen Dingen mit der gebührenden Schicklichkeit sprechen zu können."

Und zu Editha sich wendend, fuhr er fort:

„Verzeihen Sie, hochschätzbarstes Fräulein, daß ich in Dero Beisein zu diesem Verweis des sonst wackern Corporals geschritten bin, item aber der Anstand vor Damen und mein wahrhaftiger innerlicher Zustand . . . Trompeter!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Blaset zur Menage, die Güte dieses Fräuleins hat versprochen, uns zu sättigen; — ah, da kommt schon der gedeckte Tisch als Avantgarde, die Haupttruppe wird somit nicht lange auf sich warten lassen."

In der That folgten zwei Bänke und die Speisen bald nach.

Die Soldaten reihten sich dem Range nach um den Tisch und begannen wacker einzuhauen.

Es war zwar nur kalte Küche, indessen schmeckte Alles vorzüglich. „Hunger ist der beste Koch", meinte Schebesta, „er sieht immer auf die Quantität und nie auf die Qualität."

Corporal Iserle, mit seiner angewohnten Galanterie, sprach sehr viel vom Hintersdorfer Jäger und kam endlich auf die Frage: wie denn eigentlich der Herr Baron nach Widdin gekommen und ob denn auch der sogenannte Prinz Rakoczy sich im Orte befinde?

Editha verneinte diese Frage.

„Der Prinz", sagte sie, „weilt in diesem Momente in Konstantinopel; da wir jedoch unsere Flucht durch Ungarn nahmen, wo mein Vater zahlreiche Bekannte hat, so rieth man uns, vorerst hieher zu reisen. Man wußte eben nicht, daß unsere Armee es auf Widdin abgesehen habe. Der Pascha meinte, die Flüchtlinge hätten hier nichts zu besorgen!"

„Er soll für diese Meinung in seinem mohamedanischen Fegefeuer schmoren oder gleich lieber braten!"

„Die Oesterreicher, sagte er", begann das Fräulein weiter, „werden in Kurzem retiriren müssen."

„Eine Million Spieße in seinen Leib!“

„Von Seiten der Türkei ist großer Succurs im Anzuge.“

„Sollte dort oben der liebe Gott wirklich das Commando an Jemanden abgetreten haben, der türkisch gesinnt ist? Ich kann es nicht glauben. Corporal Iserle, was sagt Ihr dazu?“

„Da ich voraussetze, daß Jeder, der türkisch gesinnt ist, nicht hinauf-, sondern hinabfährt, so kann ich das, was eben vorgeht, nur als eine schwere Prüfung, als eine Scheinbewegung anschauen.“

„Das war wieder einmal ein vernünftiges Wort. Wenn ich nach meinem christlichen Ende dort oben nur eine halbe türkische Seele finde, so quittire ich das Paradies und lasse mich auf der grünen Wiese unter den Juden nieder, dieses Volk ißt zwar kein Schweinefleisch, aber es trinkt wenigstens Wein. Item aber muß ich doch bekennen, daß es auch Christen gibt, mit denen ich selbst das Paradies nicht theilen möchte, wie zum Exempel, der tausend Mal verdammte wilde Einsiedler, dieser Bergmann, der uns hieher gebracht.“

„Wie, der Rekrut Bergmann?" fragte Editha überrascht.

„Ja, er selbst, er befindet sich hier."

„Nicht möglich!"

„O doch, ihm verdanken wir ja die Gefangenschaft."

„Wie kam das? Ich bitte Sie, erzählen Sie mir Alles."

Iserle übernahm es, den Wunsch des Fräuleins zu befriedigen.

Editha horchte der Mittheilung mit dem größten Interesse. Da sie den Grafen Dolabella mit Marquard im Bunde wußte, so konnte sie mit Recht hoffen, von ihm Auskunft über den Geliebten zu erlangen.

Sie fragte daher, wo der wilde Einsiedler in diesem Momente sich befinde.

Die Soldaten wußten bloß, daß er in der Festung weile, ohne indessen nähere Auskunft ertheilen zu können.

Editha beschloß, sogleich Leute nach dem Grafen auszusenden, ein Zwischenfall zwang sie jedoch dieses Vorhaben aufzugeben.

Die Gefangenen hatten ihre Mahlzeit eben beendigt, als ein türkischer Officier sie zu holen kam.

„Wohin werden die Soldaten gebracht?" fragte das Fräulein.

„Nach Konstantinopel, das Fahrzeug liegt bereits an der Donau bereit."

„Auf wessen Anordnung geschieht dies?"

„Auf Anordnung des Grafen de la Tour."

„Wer ist dieser Graf de la Tour?"

„Ein Sohn Osman Paschas."

„Des ehemaligen Grafen von Bonneval?"

„So ist es!"

Editha's Herz klopfte heftiger.

Sie war Zeuge, als der Graf von Dolabella bei der Marchesa Vendetta sich einen Sohn Bonneval's genannt hatte, er und der Graf de la Tour waren somit eine und die nämliche Person.

„Wo weilt in diesem Augenblicke der Herr Graf?"

„Er ist so eben nach Konstantinopel abgereist."

Das Fräulein fühlte es wie einen Messerstich im Busen, ihre Hoffnung sank bei dieser Nachricht zusammen wie ein Kartenhaus unter dem Eindrucke eines Lufthauches.

Sie bedeckte ihr Antlitz, um die Thränen, welche der Schmerz ihr erpreßte, zu verbergen.

Die Soldaten, zur Eile gemahnt, gewannen kaum Zeit, der Dame ihren Dank abzustatten.

„Corporal Iserle.“

„Befehlen, Herr Wachtmeister!“

„Ihr habt von dem neuen Unglücke gehört, welches uns bevorsteht?“

„Man bringt uns nach Konstantinopel.“

„Auf Befehl Bergmann's.“

„Des wilden Einsiedlers.“

„Des Grafen de la Tour.“

„Des Sohnes des Renegaten Bonneval.“

„Neunundneunzig Millionen Teufel! was Alles ist dieser Malefizmensch noch?“

„Vielleicht ist er auch ein Geschwisterkind Mahomed's?“

„Item, wir müssen nach Konstantinopel.“

„In die Sklaverei.“

„Wir werden einen Aufseher bekommen.“

„Einen Verschnittenen.“

„O, o, Corporal Iserle, das überleb' ich nicht.“

„Herr Wachtmeister! Fassen wir uns, tragen

wir unser Kreuz in Liebe und Geduld; wir sind Christen!"

„Und vor Allem, Soldaten von Hohen-Ems-Kürassier!" rief Schebesta, sich ermannend, „Corporal Iserle."

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Ich werde Alles überleben, ich werde es, weil ich es will! Verstanden?"

„Sehr wohl, Herr Wachtmeister!"

Ende des dritten Theiles.

Druck von C. Guthschmidt & Comp. in Berlin, Lindenstraße 81.

Inhalt.

Breier, Eduard

Die Söhne des Grafen von Bonneval historischer Roman

Bd.: 3

Berlin 1861